Herr Botte.

Ein komischer Roman.

Viertes Bändchen.

Erstes Kapitel.

Sophie war, ungeachtet der Verwirrung, in der sie sich befand, doch noch im Stande, über ihre Lage nachzudenken. Ein unvorgesehenes Ereigniß konnte die Denkungsart ihres Vaters ändern, und mitten durch ihre Thränen schimmerte ihr das Bild des Glücks in der Ferne. Karl, der hitzig und ungestüm war, sah nur Hindernisse; seine erhitzte Einbildungskraft malte sie ihm als unübersteiglich, und wie Herr Botte nach Hause kam, fand er — ein herzzerreissender Anblick! — seinen Neffen unter Aufsicht genommen, und in einer Art von Wahnsinn, in dem er nichts, was ihn umgab, selbst nicht seinen Onkel erkannte, dessen Stimme ihn sonst schon zum Zittern brachte, und der ihm kürzlich erst so werth geworden war. „Mässige dich, werde Meister über dich selbst, rief Herr Botte ihm zu, man kann verliebt seyn, aber man begeht darum keine solche Thorheiten. Ich habe Deine Frau geliebt, Horeau; ich hab' es ihr gesagt. Sie antwortete mir,

daß ich ihr mißfiele, und ich habe mir deshalb den Kopf nicht an die Mauer gerannt. Wie wäre es erst, wenn er wüßte, daß der Marquis einen hübschen jungen Menschen von Kamtschatka mitgebracht hat, aus dem er seinen Tochtermann machen will!" Karl, von dem der liebe Onkel geglaubt hatte, daß er ganz und gar nicht mehr bei sich selbst seye, hörte diese letzten Worte nur zu gut. Mit übernatürlicher Anstrengung riß er sich aus den Armen derer los, die ihn in seinem Bett zurückhielten. Er war wie wüthend; jetzt will er den Chevalier umbringen, und der liebe Onkel schließt eilig alle seine Waffen ein. Jetzt will er ausgehen, der liebe Onkel verschließt alle Thüren. Jetzt will er zum Fenster hinausspringen, Herr Botte hält ihn hinten am Hemdkragen. Sie waren im Begrif, beide hinunter zu stürzen; Horeau hängt sich an das Kleid des Herrn Botte, ein Bedienter faßt Horeau an den Schultern, ein zweiter Bedienter hält seinen Kameraden hinten an den Beinkleidern, und so entstand eine rückgängige Bewegung.

Karl blickte starr vor sich hin, den einen Fuß auf dem Gesimse, den andern auf dem Boden. Sein Onkel schloß ihn in seine Arme. „Du willst, sagte er, daß ich allein ohne Stütze, ohne jemand zu haben, der mir die Augen schließt, auf der Erde bleiben soll,

und was hab' ich gethan, daß du mich verläß'st? Undankbarer! Ich habe dich wie meinen Sohn behandelt; um deinetwillen habe ich dem Glück entsagt, einen eigenen Sohn zu haben. Ja, ich läugnete es neulich, und jetzt — überwältigt von der Gewalt dieses Augenblicks — jetzt gesteh' ich es: blos um deinetwillen hab, ich den Freuden der Ehe entsagt, und du willst, daß ich es bereue? Geh, leg dich wieder zu Bette, Karl! und hör mich an."

„Du leidest! Ei, zum Henker! hab' ich nicht auch gelitten, ich, der ich nicht verliebt bin? Ich bin ins Gefängniß gesetzt, mit Kolbenstößen traktirt, und rein ausgeplündert worden, wie du mich hier siehst. Ich habe meine Partie genommen. Aber du hast keinen Karakter, du überläßst dich der Verzweiflung. Zum Teufel! glaubst du, es müsse durchaus alles nach deinen Wünschen gehen? Ist der des Glückes würdig, der kein Leiden ertragen kann? — Es giebt kein Glück mehr für mich, Onkel! — Ei, wer hat dir das gesagt? Bin ich nicht noch da? Ich werde alle günstige Gelegenheiten ergreifen, sie sogar herbeiführen. Ich beharre bei meinem Vorsatz; ich bin hartnäckiger, als alle Marquis zusammengenommen, und bei allen Teufeln, ich werde die Wette nicht verlieren. . . So mässige dich doch, Karl, lieber Neffe! Thu' das deinem

alten Onkel zu Gefallen, und Sophien, welche stirbt, wenn sie dich verliert.

Sophiens Namen war der würksamste Talisman für Karln. Seine Wuth legte sich, und machte der Ueberlegung Raum. Sein Gedächtniß war ihm nur zu getreu; es rief ihm alle die zahllosen Hindernisse zurück, die ihn von der Fräulein von Arancey trennen, und Herr Botte versprach in dem ersten Taumel der Freude über Karls Rückkehr zur Vernunft, alle diese Hindernisse eines nach dem andern wegzuräumen. Er wußte nicht genau, wie er es angreifen sollte; aber wie der Arzt, der einen verzweifelten Kranken behandelt, fieng er damit an, alles zu versprechen, unter dem stillschweigenden Vorbehalt, so viel zu halten, als er könne.

Zunächst wollte er, um seine Versprechungen zu erfüllen, nach dem Meierhof reisen, den Marquis, den Chevalier, Sophie, Edmund sehen, und alles thun und sagen, was nach den Umständen sich schicken werde. Aber vorher sollte Karl sich feierlich verpflichten, keinen Sprung zum Fenster hinaus zu machen, nicht zu fasten, und vorzüglich niemand zu tödten; denn, sagte Herr Botte, wer den andern umbringt, beweist dadurch nicht, daß er Recht hat.

Karl, über die Hofnungen, die ihm sein Onkel gab,

entzückt, legte mit lauter Stimme und in Gegenwart von Zeugen das feierliche Versprechen ab, das man von ihm forderte. Um seine Rückkehr zur Vernunft augenscheinlich zu beweisen, schrieb er an Sophien einen langen Brief, der voller Unsinn war, den Sophie aber vortreflich finden mußte, weil er seine grenzenlose Liebe bewies. Jede heftige Leidenschaft beraubt ja des Verstands.

Der brave Onkel nahm es über sich, ihr den Brief zuzustellen, und eine Antwort zurückzubringen. Er fuhr neuen Abentheuern entgegen. In der Hälfte des Wegs begegnete er dem alten Edmund, der ihm sagte, daß er Nachrichten von Karln einziehen solle. Die bring ich mit, antwortete Herr Botte, ließ den Alten zu sich einsteigen, und erfuhr, was dieser wußte, das heißt, alles was sich bis zu dem Augenblick, da der Vater seiner Tochter den Chevalier vorschlug, und erstere nachher einsperrte, zugetragen hatte.

Seit langer Zeit hatte der liebe Onkel nicht schreien können. Sentimentalische Anreden waren nicht nach seinem Geschmack, und er nahm sich vor, um sich dafür schadlos zu halten, den Marquis, den Chevalier, selbst Sophien, tüchtig auszuzanken, sobald er die Ehre hätte, bei ihnen zu seyn.

Aus guten Gründen wurde ihm diese Ehre nicht

so leicht zu Theil, als er sich eingebildet hatte. Der Bediente, den er von dem Meierhof nach dem Schloß geschickt hatte, brachte ihm die Antwort zurück, daß der Marquis niemand sprechen könne: da hatte er schon einen weniger zum zanken. Er war überzeugt, daß Sophie ihn mit Vergnügen bei sich sehen würde, und sein Bedienter sagte ihm von Seiten des Marquis, daß sie unpäßlich wäre. „Die arme Kleine! . . . ich glaub' es wohl. Sie liebt meinen Karl so sehr. O, es gibt Väter, die den Teufel im Leib haben. Geh, sag dem Chevalier von Eglignp, daß ich mit ihm etwas zu sprechen hätte, das ihn persönlich angehe." Der Chevalier hatte Geschäfte, und ließ Herrn Botte bitten, ihn für entschuldigt zu halten. „Zum Teufel, geben sich denn die Leute das Wort, sich über mich lustig zu machen? Wenn man mich nicht vorlassen will, so geh ich doch hinein", und das that er auch in der That.

Der Marquis und der Chevalier waren in Sophiens Zimmer gegangen. Herr von Arancey hatte seinem zukünftigen Schwiegersohn eine Unterredung mit ihr vor seiner Abreise nach dem Landgute Berry nicht versagen können; da er aber fürchtete, daß seine Tochter, ungeachtet seiner „Bitte, sich erlauben möchte, ihre Zärtlichkeit gegen Herrn Montemar zu

sehr zu verrathen, so hatte er für gut gefunden, Eg- ligny zu begleiten, weil er überzeugt war, daß seine Gegenwart dem jungen Mädchen Stillschweigen aufle- gen werde.

Herr von Arancey wollte dem Ritter die Härte verhehlen, mit der er Sophie behandelte: denn er wußte, daß das einem Liebhaber eben nicht schmeicheln könne. Sophie tadelte das Benehmen ihres Vaters zu sehr, um es vor den Augen eines Dritten zu ent- hüllen. Vater und Tochter sagten sich zärtliche Dinge, zu denen weder ihr Ton, noch ihre Mienen, paßten, und der Chevalier ließ sich würklich dadurch täuschen, weil Verliebte immer kurzsichtig sind. Er zweifelte nicht, daß der Vorschlag des Vaters angenommen worden sey, denn er wünschte es. Er sprach mit der Fräulein von Arancey von seiner Hochzeit, wie wenn es eine ausgemachte Sache wäre, und seine Aeusserun- gen darüber verriethen so viel feines Gefühl, und so viele dankbare Zuneigung, daß Sophie ihn hätte lie- ben müssen, wenn sie nicht schon vorher für einen an- dern eingenommen gewesen wäre. Sie antwortete gar nicht, und Egligny nahm ihr Stillschweigen für eine natürliche Würkung der Schaamhaftigkeit. Wie sehr täuscht man sich auch bei dem hellsten Verstande, wenn man hoft!

Der Marquis, der keine Zeit verlieren wollte, hatte des Morgens mehrere Gerichts- und andre Personen zusammenberufen, um sich zum Vormund seiner Tochter ernennen zu lassen, und ihr Landgut unter der Bedingung, daß es zu dem Ankauf eines andern verwendet werde, verkaufen zu können. Da eine Finanz- und eine Herzensangelegenheit zwei ganz verschiedene Dinge sind, so kam Sophie jetzt wieder zum Gebrauch ihrer Sprache; sie bezeugte ihrem Vater, wie gern sie seine Absichten begünstige, und da dieser Gegenstand der einzige war, über den sie frei sprechen konnte, so drückte sie sich darüber umständlich und auf eine Art aus, die dem Chevalier von ihrem Verstande eine gute Idee beibringen konnte. Ein Mädchen, die uns auch nicht lieben will, ist doch immer froh, wenn sie uns beweisen kann, daß sie werth war, uns zu gefallen.

So weit war man gekommen, als Herr Botte mit Ungestüm die Thüre aufriß. Sophie athmete wieder auf, als sie ihn sah. Der Marquis fühlte, wie gefährlich dieser Besuch werden könne, und gerieth in Verwirrung: da er aber fest glaubte, daß die vornehme Miene einer Standesperson immer einigen Effekt mache, faßte er sich wieder, warf sich in die Brust, maaß den lieben Onkel von oben bis unten, und sagte

zu ihm: „ich hätte nicht geglaubt, mein Herr, daß man den Mangel an Höflichkeit so weit treiben könnte. . . . — Mit Personen, die uns nicht anhören wollen, gegen ihren Willen zu sprechen.“ Jeder hat seine eigene Manier, Herr Marquis! Ich mache nicht gern zehn Stunden Wegs umsonst. Uebrigens freut es mich sehr, Sie beisammen zu finden; ich werde jedem von Ihnen kurz sagen, was ihm zu sagen ist, und alsdann werd ich mich gleich wegbegeben. — Es ist unnöthig, mein Herr, daß Sie eine Komödien-Szene veranlassen, und Sie würden sich ein weit grösseres Verdienst machen, wenn Sie sich vorher wegbegäben. — Das werd' ich jedoch erst nachher thun. Sie bieten mir einen Stuhl, Fräulein! Ich nehme ihn an; ich bin nicht gewohnt, stehend zu sprechen. Machen Sie's, wie ich, Herr Marquis; machen Sie sich's bequem! — Aber es ist unglaublich, mein Herr. . . . — So? Sie wollen sich nicht setzen? Nun, wie es Ihnen beliebt. Ich fange jetzt an.

Der Chevalier wußte nicht recht, was er von dem Benehmen des Herrn Botte denken sollte: er war unschlüssig, welche Partie er in Hinsicht auf ihn zu ergreifen habe. Die freundliche Miene Sophiens ließ ihn befürchten, daß er ihr gänzlich misfallen würde, wenn er Herrn Botte beleidigte, und da er auch bei

dem Marquis dadurch, daß er eine so originelle Aufführung billige, sich nicht in Miskredit setzen wollte, so verhielt er sich gänzlich neutral.

Herr von Arancey war in der peinlichsten Lage. Gegen seinen eigenen Willen schätzte er Herrn Botte, und nur auf dem Theater werden Gläubiger zur Thüre hinausgeworfen. Auf der andern Seite war es durchaus nöthig, eine Unterredung abzuwenden, zu deren Fortsezung Sophie offenbar den lieben Onkel durch ihre Blicke aufforderte. Der Marquis versuchte, dem Gespräch eine andre Wendung zu geben; er sprach von den Gütern, die er kaufen und verkaufen wollte, er ließ sich in das größte Detail darüber ein, und freute sich innerlich seiner kleinen List, weil Herr Botte zuhörte, und unter dem Zuhören seine Hitze sich legen mußte. In der That überhörte der liebe Onkel kein Wort, und entwarf schon Plane über das, was der Marquis ihm sagte.

Als dieser ausgeredet hatte, sagte Herr Botte: „Das ist alles vortreflich, aber jezt wollen wir zu dem Zweck meiner Reise kommen." — Ach, erlauben Sie, Herr Botte! . . . — Nein, ich bin gekommen, um zu reden, und ich werde reden. Herr Chevalier, Sie sind ein hübscher Mann, das Fräulein ist sehr liebenswürdig, man bestimmt sie Ihnen zur Braut, Sie sind

damit recht sehr zufrieden, das ist natürlich, und bis jetzt habe ich Ihnen keinen Vorwurf zu machen, aber ich habe einen Neffen. . . . — Ich bitte Sie, Herr Botte! — Sie bitten mich vergebens, Herr Marquis! Ich werde alles sagen, weil Sie nicht die Großmuth hatten, es selbst zu sagen. Ja, Herr Chevalier, ich habe einen Neffen, der noch hübscher ist, als Sie. Er betet das Fräulein an, und wird zärtlich von ihr geliebt. Man behauptet, daß man viel wage, wenn man eine Frau gegen ihren Willen heirathe. Sie können in dieser Hinsicht ruhig seyn. Das Fräulein ist eben so vernünftig, als sie schön ist. Aber werden Sie sie zu einer Verbindung zwingen, die ihr Herz zurückstößt? Werden Sie Genuß suchen in den Armen einer Frau, die leblos vor Ihnen liegt? Können Sie das grausame Vergnügen geniessen, sie in Thränen fast vergehen zu sehen? Bedenken Sie das wohl, Herr Chevalier; sie ist fähig, ihrem Vater zu gehorchen, und welche unerschöpfliche Quelle der bittersten Reue werden Sie dann sich öfnen.

Der Beifall Sophiens war nicht zweideutig. Sie küßte die Hände des Herrn Botte, sie betrachtete ihren Vater und den Chevalier mit so flehenden Bitten! Der Marquis ward roth vor Zorn, und zerbiß sich die

Nägel; der Chevalier verlor die Fassung, und fühlte, daß er eine ziemlich einfältige Rolle spielte.

Und Sie, fuhr Herr Botte fort, Sie, ungerechter Vater, der kaum einen Tag bei seiner Tochter ist, und diesen Tag schon durch Handlungen der Tyrannei bezeichnet, fürchten Sie nicht die Folgen Ihrer Gewaltthätigkeit? Sie sind, wie Sie sagen, niemanden Rechenschaft von Ihrem Benehmen schuldig? Werden Sie den Vorwürfen Ihres Gewissens entfliehen können, das Ihnen ohne Unterlaß zurufen wird: du warst der Henker deiner Tochter!

„Schweigen Sie, rief der Marquis von Arancey mit einer fürchterlichen Stimme.“ — Ich habe Ihnen beiden, fuhr Herr Botte fort, gesagt, was ich dachte, und was ich Ihnen sagen mußte: ich bin auch dem Fräulein Wahrheit schuldig, und sie soll ihrer Strenge nicht entgehen. Fräulein, ein ungerechter Vater bleibt deshalb dennoch achtungswürdig! Sie haben in seiner Abwesenheit über Ihre Hand verfügen können, seine Rückkehr setzt ihn in alle seine Rechte wieder ein. Gibt es ein heiligeres Recht des Vaters, als das, über die Hand seiner Tochter zu verfügen, und gerade das wollen Sie ihm streitig machen! Was wird aus der Eintracht der Familien werden, wenn die Kinder sich in ihrer eigenen Sache zu Richtern aufwerfen, die

Erfahrung ihrer Eltern verachten, einer rechtmäßigen Standhaftigkeit einen gehässigen Namen geben, und dem, was das Heiligste in der Natur ist, eine eitle Liebe entgegensetzen! Ihr Vater erklärt Ihnen, daß Ihre eheliche Verbindung mit dem Chevalier das Glück seines noch übrigen Lebens ausmacht, und Sie können noch anstehen? Sie wollen in Einem Augenblick meine und aller Redlichen Achtung verlieren, die Ihnen so ganz gebührt? . . . Sie weinen? Thränen sind es nicht, was ich von Ihnen fordere, sondern Ihre Einwilligung. Es ist sehr schwer, sie zu geben, ich fühl' es. Aber wo wäre das Verdienstliche an der Tugend, wenn es nichts kostete, sie auszuüben. Muth, Fräulein! Hegen Sie nur den edeln Stolz, in Allem vollkommen zu seyn! Erfüllen Sie diese schröckliche Pflicht, und dann wehe Ihrem Vater, wenn er nicht die seinige thut!

Fräulein von Arancey war durch diese eindringende Rede, durch diesen, mit den Anfangsworten des Herrn Botte in so schneidendem Kontrast stehenden, und gänzlich unerwarteten, Rath wie zu Boden geschmettert. Es hatte ihr noch nie Mühe gekostet, der Tugend zu huldigen, und sie hatte sich längst angewöhnt, Herrn Botte nachzugeben, aber bei dieser wichtigen Gelegenheit glaubte sie, ihm ungehorsam seyn zu dür-

fen. Herr Botte fieng von neuem an zu sprechen, drang in sie, donnerte, liebkoste, seine so eindringende Vernunftgründe legten einen Augenblick der Liebe zu Karln und der Abneigung gegen den Chevalier Stillschweigen auf, er überredete, er unterjochte, er riß sie dahin. Ein kaum vernehmliches Ja entschlüpfte ihren Lippen; mit Entzücken faßte es Herr von Arancey, mit Begeisterung Herr von Egligny auf.

Die zwei Herren verstanden eben so wenig, als Sophie, das Benehmen des Herrn Botte; es war ihnen günstig, und das war ihnen genug. Sie vergassen die unhöflichen Bemerkungen, die seiner Ermahnung an das reitzende Mädchen vorausgiengen, und verschwendeten alle Achtungs- und sogar Respektsbezeugungen an diesen Bürger, den sie vor dem nicht einmal zu sich lassen wollten. Welch ein Reichthum von Worten, welche Betheurungen von Erkenntlichkeit! „Ei, meine Herren, Sie haben mir nichts zu verdanken. Sie irren höchlich, wenn Sie glauben, daß ich etwas für Sie gethan habe." — Ich verstehe Sie nicht, Herr Botte! — Ich will mich deutlich erklären, Herr Marquis. Es ist für mich nothwendig, daß das Fräulein das allervollkommenste Frauenzimmer ist. Sie mußte sich aufopfern, sie hat eingewilligt, und die grausame Anstrengung, die sie sich auferlegt

hat, wird nicht unbelohnt bleiben. — Aber, mein lieber Botte, das ist ganz und gar nicht deutlich. — Nicht? Nun, so sag ich Ihnen, Herr Marquis, die Verbindung, in die Ihre Tochter eingewilligt hat, wird nicht vor sich gehen. Das ist, glaube ich, deutlich. — Wer wird es verhindern? — Ich beim Teufel! Ich habe Ihnen allen zugesprochen, Ihre Pflicht zu thun, und ich werde die meinige thun. — Indem Sie meine Tochter verleiten, ihr Wort zurückzunehmen? — Ihre Tochter kann das nicht, aber Sie werden Sie davon entbinden. — Niemals. — Wir wollen sehen. Mein Neffe hat ältere Ansprüche, und ich werde sie unterstützen. — Gegen wen? — Gegen Sie. — Das Projekt ist originell. — So sind die meinigen alle. — Als ich Ihnen, Chevalier, von der Sonderbarkeit dieses Mannes. . . . — Ich schätze mich glücklich, daß Sie mir nur diesen Vorwurf zu machen haben, und erlasse Ihnen alle Vorwürfe, die Sie verdienen; aber seyen Sie auf Ihrer Huth, vertheidigen Sie sich wohl, denn ich greife kräftig an. Ich habe so eben bei der Fräulein die Rolle des Papa gespielt, und jetzt bin ich der Vertraute, der Agent, die Stütze Karls, und damit Sie nicht daran zweifeln, so stelle ich der Fräulein, aber in Ihrer Gegenwart, einen Brief zu, den er mir aufgetragen hat, ihr einzu-

händigen. — Sind Sie rasend? — Wie so denn? Sehen Sie, daß ich die Stimme des Bluts verläugne, daß ich ein Kind aufopfere, das sich einer väterlichen Grille unterwirft? — Entfernen Sie sich, Herr! Es ist hohe Zeit. — Ich werde mich entfernen, wenn das Fräulein mir die Antwort zugestellt hat, die ich versprochen habe, zurückzubringen. Erlauben Sie, daß ich mich niedersetze, um mit Bequemlichkeit darauf zu warten. — Hat man je so etwas gesehen? Wenn ich Ihnen weniger schuldig wäre. . . . — „O thun Sie, als ob Sie mir nichts schuldig wären."

Während dieser Unterredung hatte Sophie würklich ein Paar Zeilen geschrieben, und gab Herrn Botte den Brief offen. „Ich bin überzeugt, meine Nichte, daß er recht ist, aber ich nehme ihn nicht, eh' Ihr Vater ihn gelesen hat. Ich verletze nie das Schickliche." — Wollen Sie auch noch Ironie . . . — „Lesen Sie, Herr Marquis, lesen Sie doch! Zum Teufel, stellen Sie sich doch nicht so kindisch." — Ich muß schon seinen Willen thun, um ihn loszuwerden. — „Das ist das sicherste Mittel."

Der Marquis las, aber mit sichtlichem Widerwillen:

„Ich bin sehr gerührt über Ihre Lage, und die meinige ist noch härter. Ihr Onkel, der gegen Sie

so nachsichtig ist, hat gar kein Mitleiden für mich; er nöthigt mich, meine Hand dem Chevalier zu versprechen. Wenn diese Ehe würklich vor sich geht, so habe ich nur Eine Bitte an Sie: vergessen Sie die traurige Sophie, seyen Sie glücklich, und ich werde dann weniger unglücklich seyn."

„Sie werden gestehen, Herr Marquis, daß man sich nicht mit mehr Anstand ausdrücken kann. . . O, geben Sie mir doch gefälligst den Brief zurück, oder ich werde das Fräulein bitten, mir eine gleichlautende Abschrift zuzustellen. Adieu, liebe Nichte! Brechen Sie das Versprechen nicht, das Sie gegeben haben. Herr Marquis! Zwischen Ihnen und mir ist offene Fehde. Wir wollen sehen, wer dem andern den Rang abläuft." — Gehen Sie endlich? — „Ich gehe, weil ich nichts mehr zu sagen habe."

Herr Botte eilte zu dem Notarius, um eine Vollmacht auf seinen Kammerdiener ausstellen zu lassen, den er sogleich mit Extrapost verschickte. Der Marquis sah ein, daß Publizität einem schüchternen Mädchen neue Bande anlegt, und lief auf das Rathhaus, um die Verkündigung von Sophiens Ehe, und von dem Verkauf des Gutes Arancey öffentlich anschlagen zu lassen. Der Chevalier rüstete sich zur Reise nach Paris, von da er bis Bourges auf dem Postwagen fahren

wollte. Während er seinen kleinen Mantelsack vollstopfte, wiederholte er bei sich selbst alles, was er gehört hatte. Er liebte die Fräulein von Arancey, aber das, was Herr Botte gesagt hatte, machte eine Art von Eindruck auf ihn. Man bringt der Freundschaft nicht Jahre lang Opfer, wenn man nicht einen schäzzenswerthen Karakter hat, und würklich dachte Egligny daran, wie hart es sey, und wie es gegen alles feinere Gefühl anstosse, ein Weib besitzen zu wollen, die sich nicht selbst ergibt. Uebrigens hatte er dem Marquis lange zuvor Dienste geleistet, eh' er seine Tochter kannte, und er nahm sich vor, ihm immer Dienste zu leisten; nur in Absicht auf seine ehliche Verbindung mit Sophien wollte er die Sache noch weiter überlegen, wozu er während einer vierzehntägigen Reise wohl Zeit haben werde.

Fräulein von Arancey war von dem, was vorgegangen war, wie betäubt, und es liefen ihr eine Menge Ideen durch den Kopf, immer eine trauriger als die andre. Wird Egligny darauf bestehen, eine Frau zu heirathen, von der er weiß, daß sie durch die zärtlichste Liebe mit einem andern verbunden ist? Die Schritte des Marquis scheinen es anzuzeigen, und diese Schritte, deren Erfolg so schleunig seyn muß, machten sie starr vor Schrecken. Kann sie auf die in-

direkten Versprechungen des Herrn Botte rechnen? Das Resultat derselben ist entfernt, und folglich ungewiß. Ueberdis empfiehlt er ihr Gehorsam; er will, daß sie nur ihrem Vater ihr Glück zu verdanken haben soll, und wie soll sie dessen Vorurtheile besiegen? Sie besprach sich über alles das mit Fanchon, oder vielmehr mit sich selbst; denn Fanchon, die sonst viel Gefühl hatte, konnte nichts, als Ja und Nein vorbringen. Was zuweilen die Leiden des liebenswürdigen Mädchens milderte, und ihren Verstand noch aufrecht hielt, war die nahe Abreise des so fürchterlichen Chevaliers. So werde ich doch, dachte sie, einige Zeit vor ihm Ruhe haben, und wer weiß? die Zeit bringt Rosen. Solche Leiden macht uns die Liebe, die sich anfänglich unter einer so verführerischen Gestalt uns darstellt, und dann so gern die Herzen zerreißt, die sie sich unterworfen hat!

Karl im Gegentheil war voll Vertrauens in die Versprechungen seines Onkels. Er war überzeugt, daß niemand ihm widerstehen könne, und da die Reden des phlegmatischen Horeau diese glückliche Ueberzeugung verstärkten, so war es leicht, die Herstellung seiner physischen und moralischen Kräfte zu bewürken. Die eilfertige Abreise seines Onkels, dessen edler Eifer und seine letzten Ausdrücke, die Karl ohne Unterlaß wieder-

holte, der Brief, den er zurückbringen sollte, und der Betheurungen einer ewigen Treue enthalten wird, alles traf zusammen, um dem unglücklichen Liebhaber Ruhe und Hofnung wieder zu geben. Horeau glaubte, daß die frische Luft Karls abgespannten Kopf wieder in Ordnung bringen werde, und schlug ihm einen Spaziergang nach Tisch vor.

Karl nahm den Vorschiag an, und der neue Mentor zog den Garten der Tuillerien vor, weil man dort fast immer viele hübsche Mädchen findet, und von allen Zerstreuungen keine so kräftig, als diese ist. Horeau richtete sogar seine Absichten noch weiter hinaus: es schien ihm nicht unmöglich, daß eine neue Leidenschaft dereinst die alte verdränge, und man hat, dachte er, nicht immer mit einem Marquis von Arancey zu thun.

Nach diesem so weislich entworfenen Plane nahm Horeau sich vor, sich nach der Schönheit umzusehen, die seinen jungen Freund schadlos halten sollte. Zuerst dachte er, setzt man sich neben sie. Der junge Mann ist hübsch; man sieht ihn mit Vergnügen. Die Unterredung kömmt in Gang; er hat Witz, er gefällt. Ich kündige an, daß er morgen wieder kömmt, und unfehlbar stellt sich das Frauenzimmer auch wieder ein. Der junge Mann, der Tags zuvor zurückhaltend war,

läßt sich nun schon etwas tiefer ein. Das Frauenzimmer ist auch liebenswürdig, und doch liebt er sie nicht, o ganz und gar nicht. Aber er kömmt von selbst am dritten, am vierten Tag wieder. Sophie verliert unmerklich in seinem Herzen. Nach vierzehn Tagen erinnert er sich ihrer, wie man sich eines schweren Traums erinnert, und warum hat sie auch einen Vater, der von ganz andrer Art ist, als andre Leute!

Dieses Mittel hat mehr als einmal in der Welt geglückt; aber in einem Roman ein ungetreuer Liebhaber! Pfui, wie abscheulich! So was sieht man niemals, als wenn der grausame Schriftsteller seine Heldin auf alle mögliche Art und Weise quälen will, und ich will das junge Mädchen nicht bekümmern, die mein Buch unter ihr Kopfkissen verstecken, und verstohlener Weise einige Seiten lesen wird, eh sie ihr Lämpchen auslöscht: ich achte den Schlaf der Schönheit.

Alle Frauenzimmer also, welche Spalier in den Tuillerien machten, misfielen Karln gänzlich. Die da ist eine Mutter, die im Herbst ihrer Jahre noch den Schild der Koquetterie aushängt. Alles an ihr ist gesucht, und soll anlocken; ihr Kopfputz ist gut ausstudiert; künstlich angebrachte Bandschleifen verdecken einzelne Runzeln des Gesichts, ein durchsichtiger Schleier mildert den Glanz der rothen Schminke, ohne der Leb-

haftigkeit ihrer geübten Augen etwas zu entziehen, und ihre Tochter, die so gerade geht, wie eine Kerze, und so bleich, wie ein Gespenst ist, ist geputzt, wie eine Docke.

Ein wenig ausser der Linee ist ein Frauenzimmer, das äusserst einfach gekleidet ist. Ihr Halstuch reicht bis an das Kinn, aber es zeichnet vollkommen den Umriß eines vollen Busens. Ihre Ermeln gehen bis an die Hand, die aber schön und von blendender Weisse ist. Sie spielt wollüstig mit einem großen braunen Kreuz, das an einem kleinen schwarzen Bande hängt. . . Ah, die schöne Frau ist vielleicht andächtig!

Richtig! Zwei Schritte von ihr sitzt ein Herr, dessen Haare oben in der Form einer Krone zusammengerollt sind. Er trägt einen grauen Frak, schwarze Weste und Beinkleider, violette Strümpfe . . . . es ist ein Priester. Er spricht mit einer Salbung, die auf seiner ganzen Figur sich abmalt, und zwar nicht gar zu nahe, um der Verläumdung zu entgehen. Er blickt niemals die Dame an; aber man bemerkt, daß er ihre hübsche Hand und das undurchdringliche Busentuch niemals aus den Augen läßt. Das Frauenzimmer antwortet ihm, ohne ihm ins Gesicht zu blicken; ihre Augen fallen auf einen Punkt, der tiefer unten

ist. Das ist eben nicht bescheidener, diese Leute sind einverstanden.

Hier ist eine ziemlich hübsche Wittwe, die vor Begierde brennt, sich wieder zu verheirathen. Sie betrachtet alle Männer mit einer Art, die zu sagen scheint: kommen Sie näher, und alle gehen vorbei.

Mitten durch all dis Getümmel schreitet ein Haufen junger Leute hin und her, die sich an den Armen fassen, den ganzen Weg versperren, den vernünftigen Mann einen Umweg zu machen nöthigen, sehr laut sprechen, noch lauter, ohne zu wissen, worüber? lachen, nur um bemerkt zu werden, allen Frauenzimmern, die ihnen einiger Aufmerksamkeit werth scheinen, unter die Nase gucken, und auf der Welt nichts thun, als verläumden.

Karl hätte seine Beobachtungen noch weiter fortgesetzt, wenn er nicht mitten unter einer solchen Gruppe Wilhelm erkannt hätte, der sehr gut gekleidet war, und allen, die ihn umgaben, den Ton zu geben schien. Karl begrif nicht, wie man so ungezwungen und heiter seyn könne, wenn man aus dem Gefängniß komme. Er würde wohl viele andre Dinge noch weniger begreifen können.

Der junge Mann hatte große Lust, die Ursache zu erfahren, warum Wilhelm ins Gefängniß gesetzt wor=

den: man kann verliebt, unglücklich, und — neugierig seyn. Von der Seite ist jeder Mann ein Weib.

Er trug Bedenken, Wilhelm an einem öffentlichen Orte anzureden; dieser sah ihn, und endigte seine Unentschlossenheit, indem er auf ihn zulief. „Nun, gnädiger Herr, wie stehts mit Ihren Angelegenheiten? — Und mit den deinigen, Wilhelm? — Mac Mahon, wenn es Ihnen gefällig ist. — Der Name hat dir kein Glück gebracht. — Das gesteh' ich, aber ich muß ihn behalten. Ich habe so gut bewiesen, daß ich ein Irländer bin, daß ich eben so wenig aufhören kann, es zu seyn, als Sie anfangen können, es zu werden. — Und ungeachtet deiner Geschicklichkeit hast du das abscheuliche Haus nicht vermeiden können? — O sprechen Sie nicht so schlecht von dem Zuchthaus, die ehrlichsten Leute kommen darein, das beweist Ihr Herr Onkel. — Das war ein Versehen, aber bei dir? — Bei mir war es auch ein Versehen; man glaubte, daß ich meine Frau todtgeschlagen hätte. — So, du bist verheirathet? — Ja, ich hoffe aber, bald wieder frei zu seyn. — Ich verstehe nicht ganz, was du sagen willst, Herr Mac Mahon! — Wir wollen uns setzen, gnädiger Herr, damit ich Ihnen vollends alles erzählen kann.

„Sie erinnern sich noch, wie weit ich es mit mei-

ner Wittwe von St. Domingo gebracht hatte. — O, recht sehr gut. — Sie betete mich an, gnädiger Herr; der Augenblick, wo ich in ihren Armen liegen sollte, konnte ihr nicht schnell genug herbeikommen, und ich, ich führte die nemliche Sprache gegen sie, und mit einer Wahrheit, die mich nichts kostete, weil ich mir selbst eine Täuschung vormalte, und mir einbildete, daß ich mit ihrer Geldkiste spräche. Wenn ich mich bis zum Rasendwerden verliebt gestellt hatte, so gieng ich zu Henrietten, ihrer kleinen Kammerjungfer, um die wollüstigen Gemälde, mit denen ich die Einbildungskraft meiner Wittwe erhitzte, bei ihr zu realisiren."

„Es schickt sich nicht, mit einem Frauenzimmer zu rechnen, die man beredet, daß man sie ohne Hemd heirathen würde. Die Sorge für die streitigen Punkte in den Ehverträgen gehört für die Papa's; ich hatte keinen, der bei der Abfassung desselben hätte schreien können, und ich spielte den Uneigennützigen, weil ich gewiß war, einen vortreflichen Handel zu schliessen, wenn auch die Frau von Gonave nur die Hälfte von dem Vermögen hätte, was der Ruf ihr beilegte. Ich beschleunigte den entscheidenden Augenblick, in der Besorgniß, daß sie auf den Einfall gerathen möchte, sich nach meinem Vermögen zu erkundigen. Wir schliessen

den Ehevertrag; alles sollte an den Ueberlebenden fallen. Frau von Gonave wollte es so, und ich widersetzte mich nicht."

„Der große Tag kommt endlich. Ich ergreife die Hand meiner Frau, die mir häßlicher scheint, als jemals, weil sie mehr als gewöhnlich geputzt war, oder vielleicht, weil ich an die übernatürliche Anstrengung dachte, die ich heute Nacht . . . Kurz, wir werden verheirathet, und ich führe Madame Mac Mahon in den Gasthof zurück."

„Sie hatte ein prächtiges Mittagessen bestellt, zu dem die Kolonisten als Zeugen bei der Trauung, und einige lustige Vögel sich einfanden, die ich eingeladen hatte, um sich den Wein meiner Wittwe schmecken zu lassen. Lustige Reden, Scherze und Zweideutigkeiten machten uns alle überaus munter, ich hatte die Unterredung in den schönsten Ton und Gang gebracht. Madame Mac Mahon machte alles mit, und antwortete auf alles. Ihr Verstand hätte beinahe gemacht, daß ich ihr ihre Häßlichkeit verziehen hätte, wenn ein solcher Fehler verzeihlich wäre. Bis jetzt gieng alles gut."

„Ich geh' hinaus; denn es ist leider nicht leicht, den guten Wein bei sich zu behalten, und das ist sehr Schade. Ich begegne dem Herrn vom Haus, er geht mit einer ziemlich sonderbaren Miene auf mich zu, und

überreicht mir ein Papier. Ich öfne und lese es . . . es war eine Rechnung von eintausend neuen Thalern, für Miethe und gute Kost der Madame von Gonave, jetzigen Madame Mac Mahon. Ich wunderte mich nicht, daß meine häßliche Frau Schulden hatte. Ihre Angelegenheiten, dachte ich, sind etwas in Verwirrung gerathen, und der Krieg hat verhindert, daß ihre Einkünfte eingehen. Ziemlich ungestüm sagte ich daher unserm Wirth, daß er seine Zeit äusserst übel wähle, und daß man Rechnungen nicht während eines Hochzeitmahls übergebe. Er antwortete mir, in der Angst seines Herzens könne man nicht höflich seyn, Madame Mac Mahon habe nichts im Vermögen, sie sey ihm schuldig, sie habe ihn gebeten, sie nicht um eine reiche Heirath zu bringen, er habe ihr zu Gefallen, so schwer es ihn auch angekommen, zugewartet, und es werde ihm lieb seyn, wenigstens nur zu erfahren, wann ich die Schulden meiner Frau bezahlen würde? Niemals! rief ich ihm mit donnernder Stimme zu, und gieng wüthend in den Saal."

„Ich blicke auf Madame Mac Mahon, sie schien mir abscheulich garstig, und mein Zorn wuchs nur um so mehr. — Was ist Ihnen denn, lieber Schatz? — Was mir ist, Elende? Anstatt der Besitzungen, die Sie mir auf St. Domingo versprachen, hab' ich, wie

man sagt, nichts, als Schulden erheirathet. — Lieber, lieber Freund, ich gestehe, daß ich Sie getäuscht habe, aber die Liebe sey meine Entschuldigung. — Das Donnerwetter soll dich holen! Ich soll also eine alte Katze auf dem Hals haben, deren Häßlichkeit durch nichts, auch nur einigermaaßen, gemildert wird? Madame Mac Mahon ist reitzbar, und gewisse Wahrheiten verzeiht kein Weib. Eine Reihe von Schimpfwörtern über ihre garstige Gestalt brachte sie so in Wuth, daß sie mit ihrer knöchernen Hand eine Flasche nach mir warf, die mir an den Ohren vorbeiflog, und einen großen Spiegel zerbrach. Der Angrif freute mich herzlich; ausser mir und voll Verzweiflung hatte ich jetzt wenigstens einen Vorwand, um meine eheliche Hälfte an den Haaren zu fassen, und mich meiner eheherrlichen Rechte in vollster Maaße zu bedienen."

„Die Herren Kolonisten wollten sie aus meinen Händen ziehen, meine guten Freunde rückten ihnen auf den Leib, es entstand ein allgemeines Treffen; Gläser, Bouteillen, Porzellan, Meubles, alles verwandelte sich augenblicklich in Waffen. Man stieß, man ritzte sich, und mitten unter dem Geschrei, dem Fluchen und der höllischen Unordnung ließ ich meine verschmitzte Ehehälfte keinen Augenblick los."

„Die kleine Henriette lief jetzt herbei, wehrte meine

Schläge ab, und rief aus: armer Mac Mahon, du bringst meine Mutter um!"

„Ich bin ziemlich Schußfest, gnädiger Herr, das wissen Sie, aber Henriettens Ausruf machte mich starr vor Schrecken, und es ist ganz gewiß, daß die kleine Schurkin, wenn ich nicht ihre Mutter geprügelt hätte, mich eine Blutschande hätte begehen lassen."

„Ich eilte, diese Mörderhöhle zu verlassen, wo die Verheerung, die wir angerichtet hatten, mich einigen Unannehmlichkeiten aussetzen konnte; aber durch ein leicht begreifliches Unglück fand ich an der Thüre des Gasthofes die Wache und einen Kommissär. Man ließ mich wieder zurückgehen, nahm ein Inventarium über die zerbrochenen Meubles auf, und faßte ein Protokoll ab. Jetzt befahl man mir, mit der Wache abzugehen, und zum erstenmal in meinem Leben war ich verlegen. Ich bot alles Geld an, was ich noch hatte, und die Summe war mäsig, weil ich der Madame Mac Mahon, als ich ihr den Hof machte, prächtige Präsente gegeben hatte. Meine Börse reichte bei weitem nicht hin, man nahm sie auf Rechnung an. Ich wendete dem Kommissär ein, daß man in Irland seine Frau prügeln dürfe, wie man wolle. Er antwortete mir, daß dieser Gebrauch in Frankreich auch ziemlich im Schwang gienge, daß es aber nicht erlaubt wäre, sie todtzuschlagen.

Kurz, gnädiger Herr, ich wurde in das Zuchthaus geführt, und da die unglücklichsten Ereignisse immer auch eine gute Seite haben, so tröstete ich mich mit dem Gedanken, daß ich nicht verbunden wäre, bei meiner Frau zu schlafen. Als sie ausser Gefahr, und es erwiesen war, daß ich nichts im Vermögen habe, ließ man mich los; der Kommissär that das, weil ich nichts mehr mit der Justiz zu verkehren hatte, und der Wirth, weil er mich nicht erhalten wollte."

„Ich hatte jedoch hundert Louisd'or, die Herr Botte zur Danksagung für die Prügelsuppe, die ich von ihm abwendete, mir zubringen ließ. Ich gab davon dem Beau-Soleil zehn, damit er mir den Rest aufbewahre, der ohne diese Vorsicht unfehlbar mit dem Kleid und der Börse Ihres Onkels verschwunden wäre."

„Beau-Soleil, ein Sklave seines Worts, hat gestern, als ich das Gefängniß verließ, redlich mit mir abgerechnet, und mit diesem Geld werfe ich jetzt der Madame Mac Mahon einen Ehescheidungsprozeß an den Hals, wegen Unverträglichkeit der Gemüther, ein Grund, der, wie ich glaube, hinlänglich dargethan ist."

„Wilhelm, wenn du feines Gefühl hättest!...— Das werd' ich nie haben. — Wie würd' ich dein Schicksal beneiden! — Wie so denn, gnädiger Herr! — Deine Munterkeit, deine gänzliche Sorglosigkeit...—

Die Natur muß wohl etwas zu Gunsten derer thun, für die das Glück nichts thut. Sie sind also noch immer traurig und sentimentalisch? — O, der Marquis von Arancey! — Ist er immer noch sehr verliebt in seinen Adel? — Mehr, als jemals, Wilhelm. — Zahlen Sie ihn in der Münze, die er am liebsten hat; lassen Sie sich auch in Adelstand erheben. — Wie das? — Wie die, die für ihr Geld Sekretärs des Königs, oder so was wurden, nur mit dem Unterschied, daß Ihr Adel Ihnen nichts kosten, und doch eben so viel werth seyn soll, als der Adel dieser Herren. — Ich verstehe, du willst mich adelich machen? — Ja, gnädiger Herr! — Wie du dich zum Irländer gemacht hast. — Gerade so. — Immer doch lauter unverschämte Vorschläge! — Und Sie, noch immer so geneigt, sich zu ärgern! Wir wollen vordersamst die Sache überlegen. Ich habe mir Titel gemacht, um ein schurkisches Weib zu hintergehen, und darin hatte ich weit weniger Unrecht, als die Mönche, welche falsche Urkunden fabrizirten, um sich der Güter zu bemeistern, die man ihnen nicht gab; aber hier, gnädiger Herr, ist nur von einer unschuldigen List die Rede. Sie machen eine Person reich und glücklich, die Sie anbetet; Sie bringen einen lächerlichen Alten, der Sie beide quält, zu etwas, was würklich seinem Interesse gemäs ist. Und

endlich, Ihre Pergamente mögen von mir oder von Pipin unterzeichnet seyn, Sie werden darum nicht mehr und nicht weniger werth seyn; wie der Mensch beschaffen ist, darauf kommt alles an. — Aber, wie wird der Marquis glauben, daß man es ihm bis jetzt verborgen hat.... — Wie die Gläubigen an die Quittung der Johanna von Neapel glaubten, die hundert Jahre nach ihrem Tode zum Vorschein kam. Sie wissen, daß sie Klemens dem VI die Grafschaft Avignon um dreimalhunderttausend Gulden verkaufte, die sie nie erhielt. — Nur keinen Spaß, Herr Wilhelm! Es ist hier nicht von Gläubigen die Rede. — Dem Marquis muß man die Sache wenigstens wahrscheinlich machen? Nun, auch dafür weiß ich Rath. Man sagt ihm, daß Sie während der Schreckenszeit Ihre Adelsdiplome vergraben haben, daß seit der Zeit die Gleichheit Sie verhindert habe, Gebrauch davon zu machen, und daß endlich Herr Botte, der nicht will, daß man ihn um seiner Vorfahren willen ehren soll, Ihnen verboten hat, davon zu sprechen. — Aber mein Onkel wird sich nie dazu hergeben.... — Es bleibt nichts übrig, als ihn selbst zu täuschen. — Welch ein Unternehmen, ihn zu überreden, daß er von Adel ist? — Man muß es ihm beweisen. — Herr Horeau, was sagen Sie dazu? — Aber, mein lieber Freund, ich weiß nicht recht,

was ich dazu sagen soll. Es scheint mir, daß man heut zu Tage Adelsbriefe fabriziren kann, wie man ehedem Assignaten fabrizirte; eines ist nicht gefährlicher, als das andere, weil es anerkannt ist, daß beides falsche Münzen sind." –

„Aber Wilhelm! . . . – Was Aber? – gnädiger Herr! – Der Name meines Onkels? . . . – Herr Botte! Der Name klingt nicht adelich, das gestehe ich. Der Teufel! wenn ich könnte . . . wenn ich fände . . . ja . . . nein, nein! . . . richtig, richtig, ich hab's! Eine Revolution erinnert an die andere. – Ach, sprechen wir nicht davon. – Warum nicht? Vergangenes Unglück ist nur ein Traum. Bekümmern wir uns heut zu Tage um die ehemaligen bürgerlichen Kriege, und werden wir an das, was wir erlebten, denken, wenn jeder Bauer seinen Hahn im Topf hat? – Wenn das, Wilhelm! – Ich weiß nicht, gnädiger Herr. Als Sie mich unterbrachen, wollte ich Ihnen nur sagen, daß die Genueser ehedem einer gewissen Kaiserin misfielen. . . . – Was hat diese Kaiserin und der Name meines Onkels miteinander gemein? – Einen Augenblick Geduld, gnädiger Herr! die Geschichte schreibt man nicht, wie eine Komödie, und der Geschichtschreiber hat das Privilegium, allein zu plaudern. Seine kaiserliche Majestät, die sehr reitzbar waren,

schickten schnell eine Armee ab, die sich Genua's bemächtigte, ohne Widerstand zu finden; deshalb können die Genueser doch tapfer seyn, wie Sie in der Folge hören werden, aber man ist nicht alle Tage aufgelegt, sich den Kopf einschlagen zu lassen. Der General Sr. Majestät erhebt siegestrunken große Kontributionen, das ist natürlich. Er treibt die Sachen ein wenig zu weit, und jetzt werden die Genueser ärgerlich."

„Um ihnen ihre üble Laune zu vertreiben, läßt Se. Excellenz, der Herr General, sie ihre eigenen Kanonen in das Lager Sr. Majestät der Kaiserin und des Königs von Sardinien schleppen. Da diese Leibesübung für sie nichts reitzendes hatte, so waren sie etwas langsam dabei. Man kam auf den Einfall, sie durch Stockschläge anzufrischen, und man hatte Unrecht; heute waren sie aufgelegt, sich gut zu halten."

„Sie rottirten sich zusammen, und bewafneten sich mit allem, was ihnen in die Hände fiel; sie griffen ihre Ueberwinder in den Strassen und auf den öffentlichen Plätzen an. Sie giengen auf das Zeughaus los, versahen sich mit regulären Waffen, und bemächtigten sich aller Posten. Die Bauern, deren Wein man trank, und denen man Kinder machte, die sie lieber selbst gemacht hätten, sammelten sich in einem Haufen von fünfzehn- bis sechszehntausend. Von allen Seiten

fällt man über Se. Excellenz, den General, her, der sich noch glücklich schätzen muß, daß er nur hingehen kann, woher er gekommen ist. Das macht aber seinem Namen keinen Flecken; denn im Krieg, wie in der Ehe, ist man nicht immer glücklich, und unsre Könige haben deshalb, weil sie sich in so vielen Schlachten wie die Narren schlagen liessen, nichts von ihrem Ruhm und Glanz verloren; niemals hat man ihnen ihren Adel streitig gemacht."

„Nun, gnädiger Herr! die Excellenz, die sich bald siegend, bald besiegt zurückzog, nannte sich der Marquis von Botta, und Sie wissen, daß wir Franzosen am Ende der italienischen Zunahmen das a in ein stummes e verwandeln; also aus Botta mache ich Botte. Der Marquis war ein Mailänder, und Sie sind aus der Provence; die Alpen sind ihr gemeinschaftliches Mutterland, ich habe nur noch den Stammbaum zu machen. — Das ist eben das Schwere. Der Urgroßvater meines Onkels war Matrose. — Keineswegs, gnädiger Herr, er war einer von den Edelleuten, die zur Leibwache des Admirals bestimmt sind; das ist zwar im Grunde das nemliche, aber hier kommt alles auf die Form an. — Sein Großvater war Steuermann. — Ein erfahrner Offizier, der sich vortreflich auf das Steuerruder verstand, und den der König zu Entdeckungen

in die südlichen Länder aussendete. — Sein Vater war Unterseekapitän. — Ich mache ihn zum Oberkapitän und produzire sein Anstellungsdekret. — Aber was wirst du aus meinem Onkel machen? — Der setzt mich so wenig, als die andern, in Verlegenheit. Er hat Handel getrieben, das kann ich nicht läugnen, aber er trieb ihn im Großen, recht sehr im Großen, und seit einer gewissen königlichen Verordnung, die ich auffinden muß und auffinden werde, thut der Handel im Großen dem Adel keinen Eintrag." —

„Das ist in der That recht artig. — Ich freue mich sehr, gnädiger Herr, Sie einen Augenblick unterhalten zu können. — Nun ist mein Onkel, Dank deiner Erfindungsgabe, recht gut von Adel, aber ich, Wilhelm, ich bin noch immer bürgerlich. — Ich mußte wohl bei Herrn Botte anfangen, um Ihre Mutter zu nobilitiren. In dieser Sache würde ein Fehler in der Zeitrechnung alles verderben. Jetzt wollen wir sehen, woher ich Sie abstammen lasse. Montemar! Montemar! Richtig, ich hab's. — Wieder eine Revolution? — Nein, gnädiger Herr! Aber es ist nun ein halbes Jahrhundert oder ein ganzes, daß ein Herzog von Montemar die berühmte Schlacht bei Bitonto gewann, und von ihm sollen Sie abstammen. —"

„Die Sache hat noch ihre Schwierigkeiten. — Ich

werde sie heben. — Vielleicht . . . . — Erklären Sie sich doch! — Wie soll man den Marquis von Arancey überreden, daß diese Diplome ächt sind? — Wie wird er beweisen, daß sie falsch sind? Hat man nicht alle Adels=Registraturen, Parlaments= und Gerichtsakten, nebst den Ordensarchiven, um die sich niemand mehr bekümmerte, zur Zeit der Revolution verbrannt?"

Dieses Projekt war Wilhelms würdig, ausschweifend und unwahrscheinlich. Aber ein Unglücklicher, der ertrinken will, hält sich an das schwächste Schilfrohr, und die Verliebten gleichen gemeiniglich diesen Unglücklichen, nur mit dem Unterschied, daß sie gewöhnlich glücklich davon kommen, bis sie neue Anfälle von Verzweiflung und neue Tröstungen erhalten.

Karl billigte daher seines Jägers Plan, der am Ende, wenn nicht nützen, doch auch nicht schaden konnte. Man konnte freilich sich selbst nicht verläugnen, daß man eine Thorheit versuchen wolle, aber die Sache erhielt dadurch eine andere Gestalt, daß ein Mann sie billigte, der gegen Vorwürfe schützen konnte, und Karl nahm sich vor, die ganze Schuld auf Horeau zu schieben, im Fall sein Onkel den Betrug entdecken sollte. Nur etwas setzte ihn noch in Verlegenheit; er sollte nun adelich werden, aber Egligny war es auch, und hatte noch obenein die Freundschaft,

die Stimme und das Ansehen des Vaters für sich. Er hatte feierlich versprochen, keinen Anfall auf das Leben seines Nebenbuhlers zu machen. „Ich, sagte Wilhelm, habe nichts versprochen, das Leben soll er behalten, aber einen Streich will ich ihm spielen, daß er nicht mehr ans Heirathen denkt." — Untersteh' dich nicht, sagte Karl, ihm ein Haar zu krümmen. — Aha, Sie befleissigen sich also der Großmuth gegen ihre Nebenbuhler? — Gegen alle Menschen. — Ich habe es Ihnen hundertmal gesagt, und wiederhole es Ihnen, ich werde nie was aus Ihnen machen können."

Karl sah ein, daß das einzige Mittel, sich des Chevalier auf eine ehrliche Art zu entledigen, darinn bestehe, daß er sich mit ihm schlage. Wenn er ihn tödtete, so hatte er keinen Nebenbuhler mehr; wenn er getödtet wurde, so hatte er keinen Kummer mehr: in beiden Fällen hatte er einen würklichen Vortheil, aber er hatte sich auf seine Ehre anheischig gemacht, daß er ihn nicht angreifen wolle, und er bereu'te, sein Ehrenwort darauf gegeben zu haben. Eine Minute nachher baute er seine Hofnung auf den Widerstand, den Fräulein von Arancey leisten würde, auf die unverletzliche Treue, deren wiederholter Schwur immer durch einen süssen Kuß besiegelt wurde. Sodann schmeichelte er sich auch damit, daß die Eigenliebe des Chevaliers

durch Sophiens beständige Weigerungen gereitzt werden, und eine Leidenschaft besiegen würde, die noch keine sehr tiefe Wurzeln geschlagen hatte, und dabei dachte er nicht daran, daß sein eigener Stolz sich so weit herabließ, falsche Adelsdiplome zu schmieden. So wahr ist, was das Evangelium sagt: du siehst den Splitter in des Nächsten Auge, und nicht den Balken in dem deinigen! Es ist doch manches lehrreich in jenem Buche.

Wie Karl nach Hause kam, stieg Herr Botte eben aus dem Wagen. Jetzt muß die Ungewißheit verschwinden. Er machte seinem Onkel tausend Fragen über seine Unterredung mit dem Marquis, über das Befinden Sophiens, was sie thue, was sie spreche, was sie denke, was er von dem Chevalier zu befürchten habe? Herr Botte, der auf nichts antworten kann, weil Karl immer mit Fragen fortfährt, stellt ihm geradezu die Antwort zu, die er versprochen hat zurückzubringen.

Der unglückliche junge Mann erwartete nichts gewisser, als die feurigsten Versicherungen der Liebe, Klagen über väterliche Tirannei, den Schwur, für ihn zu leben und zu sterben, und all die schönen Sachen zu finden, welche den Verliebten bezaubern, und uns, wenn wir fünfzig Jahre alt sind, so eckelhaft scheinen.

Anstatt dessen, was er erwartete, fand Karl in diesem Br[illegible] die Gewißheit seines Unglücks. Nun kann man sich sein Entsetzen vorstellen. Horeau, sein Onkel, zehn Bediente waren kaum im Stand, ihn zu bändigen. Er entwischt dem einen, stürzt den andern zu Boden, fällt selbst, steht auf, reißt sich los, fällt wieder: man ergreift ihn, hält ihn, und was wollte er thun? das Schloß Arancey in Brand stecken, den Marquis und den Chevalier verbrennen, seine Sophie entführen, sie ans Ende der Welt bringen, wo er weder Vater noch Nebenbuhler zu fürchten hätte, wo er von Wasser und Wurzeln in einer elenden Hütte leben wollte, die die Liebe zu einem himmlischen Aufenthalt umschaffen würde. „Himmel, ach Himmel! ein wüthender Löwe nähert sich . . . er wird meine Sophie zerreissen . . . sein brüllender Schlund droht ihrer himmlischen Gestalt. . . . Großer Gott! meine Pfeile zerbrechen an seiner undurchdringlichen Haut! . . . Sophie! ich schütze dich mit meinem Körper, das Ungeheuer muß unter meinen Händen sterben. (Hier stürzt er auf seinen Onkel.) Mein ist der Sieg! das Thier liegt unter mir! (er hatte seinen Onkel zu Boden geworfen), ich reisse ihm die Mähne ab." (Hier zerriß er die Perücke seines Onkels, die ihm in den Händen blieb.)

Man wollte Herrn Botte von ihm losmachen; das konnte aber nicht geschehen, ohne daß Karl vorher an dessen Kleidern vieles zerrissen hätte. Zum fünftenmale wurde der liebe Onkel ausgezogen, weil Karl verliebt ist. Auf diesen Anfall folgte ein düsteres Vorsichhinblicken, und darauf brach das hitzige Fieber völlig aus.

"Das haben Sie klug gemacht, sagte Horeau zu seinem Freund, daß Sie ihm den Brief brachten. — Wer Teufels konnte voraussehen, was da vorgieng! — Sie kennen seine Heftigkeit. — Ich wollte seine Vernunft überzeugen. — Vernunftgründe gegen die Liebe! — Allerdings. Muß man närrisch seyn, weil man verliebt ist? — Der arme Mensch ist leicht zu entschuldigen. — Nein, das ist er nicht. Was hätten Sie gesagt, wenn ich damals, als ich in Ihre Frau verliebt war, Sie erwürgt hätte? — Ich hätte gesagt . . . . ich hätte gesagt. . . — Gar nichts hätten Sie gesagt, Einfaltspinsel! Aber ich hätte Unrecht gehabt, und der junge Herr hatte auch Unrecht, daß er mich fast in Stücken riß. . . Nun, was macht ihr da, ihr Leute! Werdet ihr ihn kuriren, wenn ihr ihn anklotzt, und heult? Geschwind einen Arzt, zwei Aerzte, die ganze Fakultät. — Ach, mein Freund, der Unglückliche wird sterben. — Geh zum Teufel mit deinen verdammten Weissagungen."

Er näherte sich dem Bett seines Neffen, faßte seine Hände, und sprach liebreich mit ihm. Horeau, der sich ein wenig mehr als gewöhnlich erhitzt hatte, nahm das Wochenblatt in die Hand, um sich wieder abzukühlen. Ein allerdings probates Mittel! Das ist sonderbar, was ich da lese, sagte er ruhig. Was denn? versetzte Herr Botte. — Das Landgut Arancey ist zum Verkauf ausgeboten. — Geschwind kleidet mich an, gebt mir eine Perücke, die Pferde angespannt! Geschwind, geschwind doch! — Wo gehen Sie hin, mein Freund? — Zu meinem Notarius. — Was wollen Sie dort thun? — Das geht Sie nichts an. — Sie sind hart. — Und Sie grausam. — Er stirbt, er stirbt! — Nein, er stirbt nicht, er heirathet Sophien."

Herr Botte war dessen, was er eben behauptete, gar nicht versichert. Er war aber gewohnt, in Ermanglung guter Gründe alles mit Geld durchzusetzen; die Hartnäckigkeit des Marquis ärgerte und demüthigte ihn, und, ohne sich zu sehr zu schmeicheln, konnte er gewisse geheime Schritte als starke Wahrscheinlichkeitsgründe für seine Hofnung ansehen. Wir werden sehen, was daraus erfolgt.

Zweites Kapitel.

Die Aerzte hatten entschieden, daß die Krankheit der Liebe nicht tödtlich sey, und das Fieber sich ohne Zweifel legen würde. Der brave Onkel fieng an, wieder freier zu athmen. Aber die Doktores setzten hinzu, daß, wenn der Kranke nicht den Gegenstand seiner Wünsche erhielte, oder nicht vernünftig genug wäre, um sich selbst zu besiegen, er ohne Zweifel das Schicksal des Antiochus erfahren würde. Herr Botte fragte, was denn diesem Antiochus begegnet sey? Man antwortete ihm: dieser Prinz sey in seine Stiefmutter verliebt gewesen, und würde vor lauter respektuöser Liebe dahin geschmachtet seyn, wenn nicht sein Vater für gut gefunden hätte, ihm die Königin abzutreten. Herr Botte billigte das Benehmen des Königs recht sehr, und schwur, daß er gern ein Gleiches für seinen Neffen thun würde, daß er ihm aber unglücklicher Weise keine Stratonice abzutreten hätte, und überdis Karl in Sophie und nicht in eine Königin verliebt sey. Hitzige Karaktere, meinte er endlich, kämen eben so leicht zur Ruhe als zum Aufbrausen, und weil es bei dem Antiochus nicht mit dem hitzigen Fieber angefangen hätte, so sey zu glauben, daß es bei seinem Nef-

fen nicht eben so zu Ende gehe, als es bei ihm hätte gehen können.

Da es unnöthig ist, sich mit den Todten auf Kosten der Lebendigen zu beschäftigen, so vergaß Herr Botte sehr schnell den jungen Prinzen, und seine schöne Mamma, um sich ein Bett neben dem seines Neffen aufschlagen zu lassen, und ihm selbst die Heilungsmittel zu reichen. Er hatte zwar keinen starken Glauben an die Arznei. Aber es gibt kritische Augenblicke, in denen auch der stärkste Geist zur Medizin seine Zuflucht nimmt, wie es eine Epoche gibt, in der ein galantes Frauenzimmer sich an ihren Beichtvater wendet.

Drei Tage waren inzwischen verflossen. Mit dem Kranken gieng es gut, sehr gut; aber Herr Botte war sehr abgemattet, weil er sich keinen Augenblick von seinem Neffen entfernen wollte. Er hätte sogar den Horeau beinah geschlagen, weil dieser, ungeachtet aller seiner Flüche, ihn nöthigen wollte, sich zu Bett zu legen. Der Oheim und der Neffe sprachen ziemlich ruhig mit einander. Karl beschwor Herrn Botte, seine Gesundheit zu schonen, da er noch seine einzige Stütze auf der Welt sey, und drang in ihn, sich schlafen zu legen, als man Herrn von Arancey anmeldete. Der junge Mann bezeugte das größte Erstaunen; der Onkel sagte weiter nichts, als: ich erwartete ihn.

„Mein Herr! sagte der Marquis, ich sehe Sie nicht gern bei mir, und Sie wissen den Grund davon; aber ich komme zu Ihnen ohne Widerwillen, weil ich Sie hochschätze, weil ich auf mehr als eine Weise Ihr Schuldner bin, und weil der Schuldner seinen Gläubiger aufsuchen muß. — Das ist alles sehr höflich, aber die Höflichkeit ist ein Fehler, wenn sie der Unmenschlichkeit zur Maske dient. — Ei, Herr Botte, es ist nicht großmüthig, daß Sie mir in Ihrem Hause Grobheiten sagen. — Sehen Sie, sehen Sie doch den Zustand, in den Sie diesen jungen Mann versetzen, der, unter uns, weit mehr taugt, als Ihr Chevalier, und noch den Vorzug vor ihm hat, ihr zu gefallen. — Sprechen wir von etwas anders, wenn es Ihnen beliebt. — Folgen Sie dem Beispiel, das Ihnen Ihre Tochter gegeben hat. Sie hat Ihnen die stärkste aller Neigungen zum Opfer gebracht; zum Henker, betrachten Sie einmal Ihre nichtswürdigen Vorurtheile aus dem rechten Gesichtspunkt, schwören Sie sie ab, und lassen Sie uns alle glücklich seyn. — Nichtswürdige Vorurtheile! Herr! wissen Sie nicht, daß der Adel Jahrhunderte lang die Stütze und der Glanz des Thrones war? — Ich weiß das alles, aber jetzt gibt es in Frankreich keinen Adel mehr, und wenn alle Menschen ihr System ändern, so ist es ungereimt, gegen

den Strom schwimmen zu wollen. — Fangen Sie also an, Herr Botte! die unmanierliche Freimüthigkeit abzulegen, die Sie an niemand mehr sehen; hören Sie auf, sich über einen Widerspruch zu erzürnen, den Sie unaufhörlich andre ertragen lassen; lernen Sie endlich einsehen, daß ein Mann, wie ich, seine Partie nur nach reifer Ueberlegung ergreift, und nie davon abgeht. — Das heißt, mein Neffe soll nicht Ihr Tochtermann werden. — Nein, mein Herr! — Ist das Ihr letztes Wort? — Mein letztes, und ich wünsche, daß Ihr Herr Neffe, dem man vielleicht einige Hofnungen gemacht hat, von einer Leidenschaft geheilt werden möge, die eben so vergeblich ist, als sie heftig zu seyn scheint. — Zum Teufel, Herr, Sie könnten Ihre Ausdrücke glimpflicher machen, und sein Gefühl nicht so aufreitzen. — Seyen Sie selbst bescheiden genug, nicht so sehr mit Fragen in mich zu dringen. — Sehen Sie selbst, welche Würkung Ihre unbescheidene Antworten hervorbringen. . . . Karl! mein Freund! mässige dich doch, mache mir keinen Kummer mehr, setz' Vertrauen in deinen armen Onkel, glaube an seine Versprechungen, du sollst sogleich eine Würkung davon zu sehen bekommen. Lassen Sie uns von was anderm reden. — Sie verbinden mich dadurch sehr, Herr Botte! Ich benachrichtige Sie, daß ich das

Landgut Arancey verkauft habe. — Das freut mich sehr. — Um einen Preis, mit dem ich sehr zufrieden seyn kann. — Desto besser für Sie. — Ich habe Edmund bezahlt. — Daran haben Sie wohl gethan. — Und ich bin jetzt hieher gekommen, um Sie zu befriedigen. — Auch gut. — Ich glaube, Ihnen zehntausend neue Thaler schuldig zu seyn. — Ungefähr. — Nehmen Sie diese Bankzettel, und geben Sie mir Quittung. — Gern."

„Wissen Sie, Herr Marquis! wann dieses kleine Landgut zum Marquisat erhoben wurde? — Im Jahr 1514. — Zu wessen Gunsten? — Zu Gunsten meines Ur-ur-ur-ur-ur-großvaters. — Der den Namen davon angenommen hat. — Der dem Landgut den seinigen gegeben hat. — In der Hinsicht irren Sie. — Sie werden mich doch meine Voreltern nicht kennen lehren wollen. — Ich werde Sie wenigstens an dieselben erinnern." Hier stand er auf, und fuhr mit starker Stimme fort: Ich, Herr! habe Ihr Landgut gekauft, hier sind die Urkunden darüber. Da es niemals einen Marquis ohne ein Marquisat gegeben hat, so sind Sie so gütig, und entsagen diesem Titel. Da man niemals das Recht gehabt hat, den Namen eines Guts zu führen, von dem man nicht Eigenthümer ist, und da unsre Gesetze jedem verbieten, einen andern

als seinen Familiennamen zu führen, so werden Sie wohl wieder den Namen Ihres Ur=ur=ur=ur=urgroßvaters annehmen, und der nannte sich Thomasseau. Wenn Sie das nicht thun, so belange ich Sie gerichtlich, Sie werden verurtheilt, und das Publikum wird Sie auslachen."

„Sehen Sie, Herr Thomasseau, man will Ihnen Gutes thun, und Sie verschmähen es mit Stolz; man will Ihnen gegen Ihren Willen Gutes thun, und Sie bringen die Leute ins Zuchthaus. Mein Neffe stirbt aus Liebe für die Mademoiselle Thomasseau, und Sie versagen sie ihm. Wir werden sehen!"

Er hätte noch eine Viertelstunde fortreden können, und der Marquis hätte nicht die Kraft gehabt, ihn zu unterbrechen. Gebeugt, gedemüthigt, und voll Verzweiflung, bedeckte der unglückliche Edelmann das Gesicht mit den Händen, oder warf einen drohenden Blick auf die Zimmerdecke, oder stieß mit Stock und Fuß auf den Boden. Endlich übermannte ihn der Zorn, und er rief aus: „Glauben Sie, daß dieser abscheuliche Streich eine Annäherung zwischen uns herbeiführen kann?" — Ich glaube es, Herr Thomasseau. — Herr! Sie misbrauchen meine Geduld, und die Rechte, die eine List Ihnen verschaft hat. Aber Sie müssen wissen, daß ich mir noch helfen kann. — Dazu wünsch'

ich Ihnen Glück. — Ja, daß ich meine Tochter noch in glänzende Umstände versetzen kann. Sie wird die Frau von Egligny, und wenn ich aufhören muß, mich von Arancey zu nennen, so verlaß ich auf immer ein Land, wo man Leuten von Stand alles nimmt, alles, sogar ihren Namen. Leben Sie wohl, Herr Botte! — Leben Sie wohl, Herr Thomasseau!"

„Ach, mein lieber Onkel, wie glücklich, wie zufrieden bin ich! — Sagt' ich dir's nicht? — Die letzten Worte des Marquis hat ihm nur der Zorn abgepreßt. — Das ist augenscheinlich. — Er wird eher mit allen Chevaliers in der Welt brechen, als daß er sich Thomasseau nennt. — Da ist gar kein Zweifel. — Ihre Kriegslist bringt mich in der That der Fräulein von Arancey näher. — Der Mademoiselle Thomasseau. — Ach, mein Oheim, der Name klingt so unangenehm. . . . — Willst du auch den Edelmann spielen? Welchen Namen sie auch führen mag, wird er nicht durch ihre Reitze verschönert, durch ihre Tugenden veredelt werden? Ihr Vater ist allein zu beklagen. Er ist klein genug, um sein Herz an diese Armseligkeiten zu hängen."

Ja, sagte der Marquis, als er auf das Schloß Arancey fuhr, ja, ich werde ein Land verlassen, in dem man mich erniedrigt, in dem der geringste Mann,

wie Herr Votte, den Stolz haben kann, mich als seines gleichen zu behandeln. Was hat denn dieses undankbare Land so Schönes, daß ich mich so sehr darnach zurücksehnen konnte? Was haben diese Franzosen gethan, das sie so stolz machen kann? Sie haben gesiegt, das gesteh' ich, aber die Tartaren, die Araber, haben sich auch Reiche unterworfen, und werden deswegen doch zu den unbekannten und barbarischen Völkern gezählt. Sie kennen den Adel nicht. Welche größere Ansprüche als sie haben die Franzosen, an den allgemeinen Ruhm?

Julius Cäsar besiegte sie, tödete ihr Parlament zu Vannes, verkaufte die unglücklichen Einwohner, verstümmelte die von Quercy. Fünfhundert Jahre lang waren sie Sklaven der Römer, und küßten und segneten ihre Ketten, wenn sie an die noch gräulichere Sklaverei zurückdachten, der ihre Druiden sie unterworfen hatten, an die Knechtschaft des Aberglaubens. Auf den Wink ihrer Priester opferten sie dem Gott, den diese ihnen gaben, ihre Weiber und Kinder auf, verbrannten sie, verbrannten sich selbst.

Im fünften Jahrhundert unterjochten die Vandalen den größten Theils Frankreichs, ein Theil der übrigen Provinzen wurde von den Westgothen und dem barbarischen Klodwig eingenommen, der das Wasser

zu seiner Taufe mit Strömen Bluts röthete, und den Rest Galliens sich unterwarf.

Nordische Räuber machten unaufhörliche Einfälle auf das französische Gebiet, raubten, mordeten, plünderten. Elend und Zwietracht theilten das Reich in mehrere Staaten.

Die Engländer bemeistern sich der Normandie, Bretagne, Anjou, Maine, Poitou, Saintonge, Guienne, Gascogne, und das Parlament zu Paris hat die Feigheit, ihren König Heinrich als König von Frankreich auszurufen.

Sechshundert Jahre lang war die Unwissenheit dieses Volks seiner Wuth und seinem Elend gleich. Einer despotischen Geistlichkeit gehorsam, litt es, daß neun seiner Könige von einem Priester exkommunizirt, verfolgt, entthront wurden.

Wo soll ich also den Grund der Größe finden, mit der dieses Volk heutzutag sich brüstet? In der Ausdehnung seines Gebiets? Es besitzt nicht den vierten Theil des kleinsten der vier Welttheile. In der Fruchtbarkeit seines Bodens? Es läßt zwanzig Quadratmeilen Lands in der Gegend von Bordeaux unangebaut, und die Hälfte von der Champagne erzeugt Kohlen, wo man Korn säte. Ganze Provinzen nähren sich nur von Kastanien, andre kennen kein andres, als Haber=

brod. Drei Millionen Einwohner tragen im Winter Holzschuhe, und gehen im Sommer mit blosen Füssen.

Ist dieses Volk wenigstens das erste Volk in Künsten und Wissenschaften? Was hat es erfunden? Verdankt man ihm den Kompaß, die Entdeckung Amerika's, das Schießpulver, die Buchdruckerei, die Brillen, die Teleskopen, die Barometer, die Thermometer, die Luftpumpe? Hat es das wahre Weltsystem, die Trabanten Jupiters, die Flecken der Sonne, ihr Herumdrehen um ihre Achse, das System der Schwere, die Uhrmacherskunst, die Kupferstecherei, die Kunst, Spiegel zu schleifen, das Licht zu analysiren, entdeckt? Alle diese Entdeckungen verdankt man Fremden.

Auf welche Art von Ruhm macht denn dieses thörichte Volk Anspruch? Auf den Ruhm der Wissenschaften? Es sollte sich erinnern, daß es alles, was es davon weiß, ein Paar Dutzend Menschen zu verdanken hat, die nicht die Nation ausmachen, und die die Nation vernachlässigt, gehaßt, oder gar verfolgt hat.

Wie verhielt es sich von jeher in Frankreich mit der Kanzel- und der gerichtlichen Beredsamkeit? Einige Schriftsteller in diesem Fache haben Bewunderung erregt, weil die Eitelkeit des Volks irgend eine Nahrung finden muß. Aber kann man Bossuet nnd Patrú mit Cicero und Demosthenes vergleichen?

Ist Kalypso von Fenelon mit Virgils Dido zu vergleichen? Die Franzosen haben zwar ein episches Gedicht, das so gut ist, als der Stoff es ertragen konnte, aber Schulknaben verspotten täglich das Andenken des Verfassers, und dieses stolze Volk rächt ihn nicht.

Unbekümmert um die Wissenschaften erklärt es sich für gelehrt, und es hat keine Kunst, keine Wissenschaft, deren Anfangsgründe es nicht den Griechen verdankte. Selbst die Namen für die Gegenstände der Chymie sind eine Huldigung für seine Lehrmeister.

Was hat denn endlich dieses Volk Großes gethan? Es hat die komische Oper von den Italienern geholt, es hat einige Moden erfunden, es hat Luftballons angefüllt, es hat eine Krone herabgeworfen, die für den Kopf, der sie trug, zu schwer war; es hat sich der Anarchie, dem Unglauben preisgegeben, und durch eine Veränderlichkeit, von der es sich nicht heilen kann, wirft es sich jetzt wieder vor den nemlichen Altären nieder, die es entweiht hat.

An wen richtete Herr von Arancey diese Schmährede, auf die es so leicht war, zu antworten? An seinen Postillon, der nichts davon verstand, der aber seine Pferde gut zu leiten, und sein Trinkgeld zu begehren weiß. Glücklich ist der Mann, der das gut ver-

steht, was er thun soll, und der nicht darüber hinausgeht!

Wie der Marquis aus dem Wagen stieg, suchte er eine heitere Miene anzunehmen; denn bei seiner Tochter hatte er eine andere Rolle zu spielen. Er hatte sie in der Unterwürfigkeit zu erhalten; er mußte sie hindern, ein Jawort zu wiederrufen, an dem ihr Wille beinahe keinen Antheil gehabt hatte, und das konnte er nur durch Zärtlichkeit bei ihr zuwege bringen. In der That war das eben kein schweres Opfer für einen Vater, der wahre Zuneigung zu seiner Tochter hatte, und bereit war, alles für sie zu thun, wenn sie nur seinem Willen folgte.

Es war in Paris von der Besitznahme des Herrn Botte und von der Räumung des Schlosses nicht die Rede gewesen; Nebensachen verschwinden vor Sachen von höherm Interesse. Aber der Marquis wußte, daß wenn man ein Gut kauft, man es auch benutzen will. Er hätte um alles in der Welt nicht eine Stunde Aufschub einem Mann zu verdanken haben mögen, den er jetzt verabscheute, und gleich bei dem Empfang benachrichtigte er seine Tochter, die ungefähr eben so verändert war, als Karl, daß Herr Botte der Käufer des Landguts sey.

Das war ein froher Augenblick für Sophie, die

schon geglaubt hatte, daß sie nie mehr Vergnügen empfinden würde. Sie fühlte eine Art von Freude bei dem Gedanken, daß Karl das Zimmer bewohnen würde, das sie zusammen in Ordnung gebracht hätten. Ihre Einbildungskraft zauberte ihr das Bild ihres Geliebten, wie er die Franze, die sie genäht, den Umhang, den sie gefaltet, die marmornen Tische, deren sie sich bedient, den Platz, den sie eingenommen hatte, zärtlich liebkoste. Dieses so hübsche Zimmer und der geheimnißvolle Alkofen sollte nicht von einem Menschen, der nichts dabei fühlt, entweiht, sondern von der unglücklichen Liebe bewohnt werden; aber ist die Liebe, sie mag auch noch so unglücklich seyn, nicht das höchste Gut des Herzens, das sie fühlt?

Sie ist aber auch der Geyer, der es zerfleischt. Dieser armselige Schatten von Vergnügen mußte verschwinden, wie alle Träume, die ihm vorausgiengen. Sophie hofte, daß sie in der Nähe wohnen würde; der Zufall, dachte sie, könnte ihr dann Gelegenheit verschaffen, ihren Geliebten öfters zu sehen; aber ihr Vater kündigte ihr an, daß sie nach Paris reisen müßten, um den Chevalier zu erwarten. Er rechtfertigte diese eilige Abreise durch Beweggründe, die auf den Verstand seiner Tochter mächtig hätten würken sollen, aber was vermögen Gründe gegen das Uebermaas der

Liebe? Sophie hatte, als sie mit ihrem Geliebten nach Paris reiste, nur angenehme Gefühle empfunden; diesesmal dachte sie daran, daß sie auf immer diesen Meierhof, den Ort ihrer Kinderjahre, diesen Greisen, dessen schützende Hand sie so lange Zeit aufrecht hielt, diesen verschwiegenen Ulmbaum verlassen müßte, der einen Schatz, welchen sie vielleicht ganz aufgeben muß, vor aller Menschen Augen verbirgt. Sie trennt sich ungern von den guten Dorfbewohnern, von ihrem würdigen Pfarrer, von der dicken Fanchon. Ein Gebüsch, eine Blume, ein Strohhalm, Alles in Arancey ist für sie ein Gegenstand der Erinnerung.

Die Heiterkeit, die sie auf dem Gesicht ihres Vaters bemerkte, eine Folge ihres unbedingten Gehorsams, gab ihr den Muth, von ihren theuersten Interessen mit ihm zu reden. Mit einer kaum vernehmlichen Stimme fragte sie ihn, ob er Herrn Montemar gesehen hätte? — Ich hab' ihn gesehen, Fräulein! — Wie ist seine Gesundheit? — Wankend. — Ich glaub' es wohl. Hier ergoß sie sich in Thränen, und fiel vor ihrem Vater auf die Knie nieder. Sie sprach kein Wort, aber wie viel drückten nicht ihre Augen aus!

Herr von Arancey fürchtete, die Frucht seiner Bemühungen auf einmal zu verlieren; er verdoppelte seine Liebkosungen. Mit Rührung entwarf er ihr ein Ge-

mälde von dem glücklichen Alter, das er seiner Tochter zu verdanken haben werde. Er schilderte ihr die Dankbarkeit, die zärtliche Sorgfalt eines Gemahls, dem sie, anstatt seiner, mehr als vergolten haben würde; er sprach mit ihr von den Würkungen der Zeit, die alle Leiden des Herzens mildere, von der Zufriedenheit, die eine achtungswürdige Frau empfinde, wenn sie ihre Pflichten als Gattin und Mutter erfülle. . . . „Ach, mein Vater, wie süß sind zuweilen diese Pflichten, und wie bitter sind sie öfters!"

Der Marquis erinnerte sie mit Schonung, daß sie sich durch ein feierliches Versprechen gebunden habe. „Ach! können Sie besorgen, daß ich dieses fatale Versprechen vergesse? Seitdem ich es ausgesprochen habe, stand es immer gegenwärtig vor mir, unaufhörlich hat es mich erschröckt. Aber ich hab' es Herrn Botte versprochen; er weiß, daß mir mein Wort heilig ist; ich werde gehorchen, mein Vater!"

Herr von Arancey sah die Nothwendigkeit ein, sie von den Ideen abzuziehen, die sie immer umschwebten; daher setzte er den Tag der Abreise auf morgen fest. Kaum hatte sie die Zeit, alles dazu fertig zu machen; aber gerade der Drang der Geschäfte sollte, wenigstens einige Stunden lang, diese verzehrende Flamme dämpfen.

Er irrte sich. Jedes Stück, das Sophie anrührte, erinnerte sie an einen ehemaligen Genuß, und erpreßte ihr einen Seufzer. Sie legte einen Rock zusammen, und legte ihn weg, um mit Fanchon von dem Geliebten zu sprechen. Sie nahm ein Halstuch, und warf es weg, um wieder von ihm zu sprechen. So verstrich der Tag, und des Abends, als niemand in die Fußstapfen der gefälligen Fanchon treten konnte, verließ sie alles, um mit ihr von dem Ulmbaum zu sprechen, und ihr den Platz und den Weg dahin zu bezeichnen. Sie brannte vor Begierde, die Briefe ihres Geliebten zu erhalten, sie wieder zu lesen, sie an ihr Herz zu drücken, und doch wollte sie aus kindlichem Gehorsam eine andre Verbindung eingehen! Es gibt also Pflichten, die man nicht genau und streng erfüllen kann! Es gibt also Eltern, die mit kaltem Blut ihre Kinder verurtheilen, entweder ihr Herz unaufhörlich zu bekämpfen, oder meineidig zu werden.

Sie hatte jetzt die Briefe wieder, sie legte sie auf ihr unruhig klopfendes Herz, sie allein milderten die Bitterkeit der Abreise. Die Nachricht davon hatte sich in dem Dorfe verbreitet, und die guten Dorfleute hatten sich an dem Hofthor versammelt. Sie wollten noch einmal ihr Fräulein sehen, das so sehr verdiente, glück-

lich zu seyn, und das so sehr zu beklagen war, wie sie von Edmund erfahren hatten.

Der Wagen, in dem sie mit ihrem Vater saß, fuhr endlich vor; man umgab ihn, er konnte nicht von der Stelle. Kein Wort an den Marquis, alle Wünsche, alle Zeichen des Bedauerns über die Abreise wurden nur an Sophien gerichtet, und ihr Vater konnte sich nicht verhehlen, wie wenig Vergnügen es mache, gefürchtet, und wie großes, geliebt zu werden.

Sophie fand in Paris nicht jenen Ueberfluß, jenen Luxus, jene Genüsse wieder, die auf ihrer ersten Reise ihr Daseyn verschönert hatten; das war es auch gerade nicht, was sie vermißte. Ihrem Vater blieben noch ungefähr sechszehntausend neue Thaler übrig, mit denen er sein Landgut, Berry, bezahlen mußte. Er konnte daher seiner Tochter eine ziemlich artige Wohnung und einen frugalen Tisch anbieten. Wäre nur Karl bei ihr, alles hätte ihr vortreflich geschienen.

Um sie aber für das zu entschädigen, was sie verloren hatte, um ihr eine hohe Meinung von sich selbst, und den Geschmack, den ein Fräulein haben soll, sich von Bürgersleuten entfernt zu halten, beizubringen, war ihr Zimmer vom Morgen bis in die Nacht mit dem vornehmsten Adel von Frankreich besetzt. Da kam ein Graf, dort ein Herzog, jetzt ein Prinz, und alle

zogen nach geschlossener Hausthüre ihr blaues, ihr rothes Band heraus, hiengen sich's um den Hals, und knöpften den Ueberrock auf, um den darunter verborgenen Stern sichtbar werden zu lassen. Die Damen hatten unglücklicherweise keine Auszeichnung, aber sie bewiesen doch, wer sie waren, indem sie im vertraulichsten Tone immer mit Excellenz und Hoheit um sich warfen. Sie kannten vollkommen alle Höfe Europens, aber ihre eigene Hauswirthschaft nicht; in Sophiens Zimmer verhandelte man weitläufig über einen Vorrang, der nicht mehr existirte, über die Interessen der Potentaten, welche keine Stellvertreter bei diesem Cirkel hatten, über Wappen, die aufgehoben waren, und Sophie mußte gähnend und recht sehr wider ihren Willen sich Vorlesungen über die Wappenkunde und die Politik halten lassen, über Wissenschaften also, die vielen Personen erhaben scheinen, für sie aber eben so lächerlich als unnütz waren.

Sie vermißte die Freunde des Herrn Botte, der einen sichern Takt bei ihrer Auswahl hatte. Sie erinnerte sich an die Munterkeit der einen, an die, immer so liebenswürdig erscheinende, Vernunft der andern, und insbesondre an jene Dame, von der Karl seinem Onkel weiß machte, daß er bei ihr speiste, wie er noch insgeheim nach dem Meierhof reiste. Madame

Dúport hatte ihr ausserordentlich gefallen. Sie war noch schön, und ohne Ansprüche; gelehrt, ohne es scheinen zu wollen; tugendhaft ohne Prahlerei; nachsichtig gegen junge Leute, nach deren Geschmack sie sich fügte, um ihnen einen bessern beizubringen. Madame Dúport paßte ganz für Sophien, und Sophie ganz für Madame Dúport: sie waren unzertrennlich gewesen, bis Herr von Arancey sie von einander trennte. Sophie konnte sich nicht enthalten, ihre neue Bekanntschaften mit den Freunden zu vergleichen, die man ihr entrissen hatte.

Eines Tags war Gala bei dem Marquis, das heißt, um in der gemeinen Sprache zu reden, er hatte ein mittelmässiges Mittagessen gegeben, darauf war Assemblee, d. h. man sprach, so wie alle Tage, viel und doch nichts, als der Chevalier von Eglignn hereintrat. Sophie schauderte, und der Marquis zitterte aus einem andern Grund, nemlich, weil das Gesicht des Chevalier ganz und gar nicht die Zufriedenheit ausdrückte, die einen günstigen Erfolg verkündigt. „Lieber Freund, ich scheue mich, Sie zu fragen. — Und ich, Ihnen zu antworten. — Ich verstehe Sie. Der Käufer meines Landguts, Berry, will sich in keine Unterhandlungen einlassen? — Er ist nicht mehr im Stande, es zu thun. — Er hat es verkauft? — Zwei

Tage vor meiner Ankunft, und ein Drittel über den wahren Werth. — Ein Edelmann, der sich nur für den Bewahrer fremden Guts ansah! — Mein Freund, er hatte das Gut in Papiergeld gekauft, man bot ihm beinah ein Drittel mehr in klingender Münze; wenige Edelleute hätten einer solchen Verführung widerstanden, er unterlag ihr. — Der Mann ist ohne Zweifel von schlechtem Adel. Und an wen hat er verkauft? — Das weiß ich nicht, die Sache gieng durch Mittelpersonen. — Diese Nachricht ist sehr darniederschlagend. — So seh' ich die Sache nicht an, mein Freund. Sie haben wenig, aber doch genug für einen Mann, der mässig in seinen Wünschen ist. — Ich hatte, Chevalier, den edeln Stolz, meinem Tochtermann ein glänzendes Loos verschaffen zu wollen. — Der Gemahl des Fräuleins kann keinen Wunsch mehr haben, und sie wird überzeugt seyn, daß das Interesse keinen Theil an den Gefühlen hat, die sie einflößt. — Mein Freund! ich verzweifle noch nicht an der Herstellung meines Vermögens; ich hatte drei Höfe, die mir ungefähr drei bis viertausend neue Thaler eintrugen. Ich suche augenblicklich die Käufer auf; wenn ich wüßte, daß sie die Großmuth des Herrn Botte besässen, den ich hasse, und den ich doch gezwungen bin, zu schätzen, so würde ich von neuem aufleben und Hofnung fassen."

Der Marquis schickte sich an, wegzugehen. Die blauen und rothen Bänder wurden wieder in die Tasche gesteckt, die Ueberröcke zugeknöpft, und man folgte dem Herrn des Hauses. Zum erstenmal war Egligny allein bei Sophien. Welch ein Augenblick für sie!

Sie glaubte sich den Verfolgungen eines jungen Mannes ausgesetzt, dessen Hand sie angenommen hatte, der die Begünstigung ihres Vaters geltend machen, und in sie dringen würde, den schröcklichen Tag zu bestimmen. Sie irrte sich. Eine dreiwöchentliche Abwesenheit hatte den ersten Eindruck geschwächt, an dem die Bewunderung eben so großen Antheil, als die Liebe hatte. Egligny würde Sophien noch immer den Vorzug vor allen andern gegeben haben, wenn ihr Herz noch frei gewesen wäre; aber er hatte nachgedacht, und die Gründe erwogen, die Herr Botte ihm entgegengestellt hatte; wenn Sophie das schönste Frauenzimmer war, das er jemals sah, so fühlte er doch auch seinen eigenen Werth; er war noch in dem Alter, wo man gefällt, und er fand sich gedemüthigt durch den Gedanken, daß er den Titel eines Gatten nur dem Zwang zu verdanken haben sollte. Sophiens schüchterne Verlegenheit, die Angst, die sie nicht verbergen konnte, konnte ihn nicht bezweifeln lassen, wie abgeneigt sie ihm sey, und er faßte seinen Entschluß. „Sie schei-

nen mich zu fürchten. — Ich gesteh' es, mein Herr. — Das heißt, zwanzig Tage haben nichts an Ihren Entschlüssen geändert? — Sie ändern sich niemals. — Was denken Sie, Fräulein, daß ein feinfühlender Mann in der Lage thun muß, in der ich bin? — Ein feinfühlender Mann bedarf keines Raths. — Ich will also handeln!"

„Fräulein! wenn Sie die Gefühle hätten erwiedern können, die Sie mir gleich in dem ersten Augenblick einflößten, so hätte ich Ihnen das Glück meines Lebens zu verdanken gehabt, und ich hätte mich bestrebt, Ihnen einen Theil des Glücks zu verschaffen, das Ihr Besitz mir gegeben hätte. Wenn sogar Ihre Liebe für Herrn Montemar nur einer von jenen schwachen Eindrücken wäre, die durch Vernunft besiegt werden können, so würde ich gleichfalls keinen Anstand nehmen, und Sie, voll Vertrauens auf Ihre Tugend, zum Altar führen. Aber diese Liebe, die Sie in der Stille und in der Einsamkeit genährt haben, ist eine unbesiegliche Leidenschaft geworden, sie macht jetzt einen Theil Ihrer selbst aus, Sie können sich nicht mehr davon losreissen. — Nein, mein Herr, das kann ich nicht. — Welches wäre also mein, welches Ihr Loos? Sie wären unglücklich. . . — Ach, über jeden Ausdruck. — Und ich wär' es auch, durch Ihren Kalt-

sinn, durch Ihre Leiden, und ich hätte es verdient, weil ich es so gewollt hätte. Mir kömmt es also zu, eine Neigung aufzuopfern, über die ich noch Herr werden kann."

— „Was sagen Sie? . . Großer Gott! was haben Sie gesagt? — Daß ich Ihnen entsage, Fräulein! Es kostet mich viel, Sie werden mir für diese Anstrengung Dank wissen. . . . . — Ach, Herr Chevalier, meine Bewunderung, meine Hochachtung, meine Dankbarkeit. . . . — Ihre Freundschaft, Fräulein; das ist alles, was ich von Ihnen fordere, und Sie sind sie mir schuldig. . . — Sie besitzen sie ganz. . . . Ach Karl! ach, mein Freund! wenn du wüßtest, was dieser großmüthige Mann für uns thun will. — Er soll es erfahren, Fräulein! — Sie wollen die Güte haben, ihn zu besuchen? — Ich werde ihn besuchen. — Ach, wenn Sie doch auch noch. . . . — Sprechen Sie, Fräulein! — Es allein übernehmen wollten, meinem Vater. . . . — Den Bruch anzukündigen? Fräulein, das nehm ich über mich. Sie sollen eines Glücks geniessen, dem keine Wolken vorausgehen; ich werde sie vertreiben, diese schönen Augen sind nicht für Thränen geschaffen."

Der Mensch ist das Spielwerk andrer Menschen, ihrer Leidenschaften, der seinigen, der Umstände und

des Zufalls. Der Augenblick, in dem er trauert, grenzt an den, der ihn tröstet, und nur zu oft ist die Freude von keiner größern Dauer als der Schmerz. So überließ sich Fräulein von Arancey plötzlich einem Entzücken, einem Taumel der Freude; jezt sah sie in dem Chevalier, den sie so sehr gefürchtet hatte, den ersten aller Menschen nach Karln. Sie fuhr fort, durch Worte ohne Zusammenhang eine Wonne auszudrücken, die Egligny mitempfand, weil sie sein Werk war.

Wie konnte sie es verschieben, ihrem Geliebten die Veränderung bekannt zu machen, die in ihrer ganzen Lage vorgegangen war? Aber wie konnte sie dem Chevalier zumuthen, zur jetzigen Stunde noch auszugehen? Und doch verschaft eine glückliche Nachricht eine so gute Nacht, und ein Kranker hat der Ruhe nöthig! Sie brauchte es auch nicht geradezu zu sagen, aber es ist so leicht, sich von dem errathen zu lassen, der uns gern verstehen will! Der Chevalier hatte seinen Hut genommen, und deutete auf ein Schreibzeug. — Nein, sagte sie, ich werde nicht schreiben, ich habe es versprochen. Aber ich habe mich nicht anheischig gemacht, zu verschweigen, was ich nicht voraussehen konnte. Sagen Sie ihm alles, Herr Chevalier, rein alles. Sezzen Sie noch gefälligst hinzu. . . . Nein, nein, kein Wort von mir, ohne daß es mein Vater erlaubt. —

Aber durch mich, Fräulein! — Ich habe nicht das Recht, Ihnen Stillschweigen aufzulegen, Herr Chevalier."

Man kündigte Herrn Botte einen Besuch an. — „Ein Besuch um eilf Uhr Abends; das heißt, seine Zeit gut genommen! Wie heißt der Herr? — Chevalier von Egligny. — Er soll sich schlafen legen, und uns in Ruh lassen.

Der Chevalier hat kein Wort verloren, und tritt lächelnd herein. Karls Augen entflammten sich. Egligny gieng auf sein Bett zu. Herr Botte befürchtet einen Auftritt trauriger Art, und tritt zwischen seinen Neffen und den Chevalier. Dieser schiebt ihn sanft auf die Seite, und faßt Karls Hand. „Versöhnung, mein glücklicher Nebenbuhler! Ich habe der Fräulein von Arancey entsagt, sie hat mir ihre Freundschaft gewährt, und ich komme, Sie um die Ihrige zu bitten."

Eine gute Nachricht kann man zu jeder Stunde bringen. Das Gesicht des Herrn Botte und Karls verklärte sich: ihr Erstaunen, ihre Freude, kamen der Sophiens gleich. Karl weiß nicht mehr, was er spricht; der liebe Onkel setzte Egligny in einen großen Lehnstuhl, küßte ihm beide Wangen, und setzte sich neben ihn. Er bittet, ihm die nähern Umstände zu

erzählen, man erzählt sie ihm; er fragt nochmals, und man wiederholt ihm, was er schon einmal gehört hat. Karl faßt sich wieder, so bald die Erzählung beginnt. Er saß auf seinem Bett, seinen hübschen Mund offen, und die Augen auf den Chevalier gerichtet. Alles faßte er begierig auf, alles, selbst den unbedeutendsten Ausdruck. Es war ein Lebensbalsam, der durch alle seine Adern floß.

Herr Botte schlug sich auf die Knie, rieb sich die Hände, und streichelte sich das Kinn: das war so seine Manier, ein recht unerwartetes angenehmes Gefühl auszudrücken. Es schmeichelte ihm, und zwar recht sehr, daß die Vorstellung, die er dem Chevalier gemacht hatte, eine Würkung hervorbrachte, die er sich damals nicht zu versprechen wagte, und er sagte: „Ich wußt' es wohl, daß man bei einer Gestalt, wie die da, gefühlvoll und großmüthig seyn muß, und daß die Sprache der Vernunft immer von einem Manne gehört wird, den Alter und Vorurtheile noch nicht verhärtet haben." — Gehen Sie nicht weiter, Herr Botte. Als Sie dem Herrn von Arancey unangenehme Wahrheiten sagten, da war er gegenwärtig, und konnte sich vertheidigen. — Weiter! — Sie kennen die Freundschaft, und wissen, daß ein Mann von Ehre seinen abwesenden Freund nicht beschimpfen läßt. —

Recht gut gesagt, junger Mann! Sie geben mir nun auch Ihrerseits eine Lehre, von der ich, wie Sie, Gebrauch machen werde. Aber zum Teufel! ich muß ihn doch wieder sehen, den Vater. . . . Nun! vergessen Sie nur nichts, was das liebe Kind Ihnen empfohlen hat. Sagen Sie ganz bestimmt, daß Sie sie nicht heirathen wollen. — Das ist meine Absicht. — Daß sie noch immer geneigt scheine zu gehorchen. — Das ist unter uns ausgemacht. — Ueber Ihre Weigerung sogar etwas empfindlich sey. — O, das wäre zu stark. — Ich habe sie eben ausserordentlich lieb, und ich möchte nicht, daß man ihr hart begegnete, daß man sie einsperrte; o, ich weiß alles. — Ich werde das Ungewitter ganz allein auf mich leiten. — Braver junger Mann, vortreflicher junger Mann, ich verzeihe Ihnen, daß Sie von Adel sind. — Sie sind sehr gütig."

„Aber, Herr Botte, Sie müssen mich ein wenig unterstützen. — Aus allen meinen Kräften. — Meinen Freund mehr schonen. — Das versprech ich Ihnen nicht. — Er sieht es gern, daß man ehrerbietig und zuvorkommend gegen ihn ist. — Ich sollte ihm gar noch Respekt erweisen, Sie treiben Ihren Scherz mit mir. — Aber Sie kennen seine schwache Seite. — Ei, zum Henker, er soll sie ablegen, und wenn ich ganz einfach zu ihm sage: ich begehre Ihre Tochter für

meinen Neffen, so soll er mir in die Hand schlagen, und mir eben so sagen: die Sache ist richtig! — So geht diese nicht aus. — Nun, so werden wir uns bekriegen. — Wenn die Sache gütlich beigelegt werden kann. . . . — Ich liebe die rauschenden Mittel. — Und vorzüglich, daß man Ihnen nachgibt. — Das ist wahr. — Und Sie verzeihen dem Marquis nicht, daß er Ihnen Widerstand zu leisten wagt. Sie ergreifen mit Begierde die Gelegenheiten, seine Eigenliebe zu demüthigen, und Sie wissen es, Sie bemerkten es so eben, daß man in seinem Alter sich nicht mehr ändert. Herr Botte! Die Menschen nehmen, wie sie sind, geziemt dem Weisen; wollen, daß sie sehen, denken und handeln sollen, wie wir, das kann nur ein . . . — Ei, sprechen Sie doch aus, Herr Chevalier, ich bitte Sie. Sie müssen mir recht sehr gefallen, weil ich Ihren ersten Verweis so ruhig hinnahm, aber . . . Es ist wahr, lieber Onkel, daß Sie bei Ihrer letzten Unterredung mit dem Marquis etwas grausam waren. — Auf was anders! — Das alles, lieber Onkel, reitzt eben die Gemüther noch mehr. — Still doch, still, zum Henker! Denk du an deine Kur, und laß mich deine Angelegenheiten leiten. — Aber, Herr Botte! — Aber, Herr Chevalier, es ist Mitternacht, und die Vertrauten, wie die Verliebten, haben Ruhe nöthig.

Ich vermuthe, daß Herr von Arancey die Käufer seiner Höfe, einen nach dem andern, aus den Betten trieb, denn er war noch nicht nach Haus gekommen, als Egligny zurückkam. Ich glaube auch mit Herrn Botte, daß Verliebte Ruhe nöthig haben, aber sie suchen sie nicht immer, denn das reitzende Mädchen dachte an nichts weniger, als Schlaf. Sie hatte ihre Zeit zugebracht, sich zu setzen, aufzustehen, die Briefe Karls zu lesen, an ihn die artigsten Gedanken, die zärtlichsten Ausdrücke zu richten, und Zephyrs Hauch trug sie nicht über die dicken Mauern ihres Zimmers hinaus. Wie viel Verstand, wie viel Gefühl mag da nicht verloren gegangen seyn!

Egligny, der schon sehr müde vom Sprechen war, mußte noch anderthalb Stunden sprechen. Sie hielt ihn unter dem Vorwand zurück, daß er ihren Vater erwarten möchte, dessen Abwesenheit ihr gar nicht unangenehm war. Um zwei Uhr bat der Chevalier sie um Verzeihung, daß er nicht länger bleiben könne, und da man in der Stille der Nacht nur um so lieber an den Geliebten denkt, so legte Sophie, die von ihren kleinen Vortheilen nichts verlieren wollte, sich sogleich ins Bett, und löschte ihr Licht.

Es war beinahe Tag, als der Marquis zurückkam, ermüdet und in der übelsten Laune. Seine drei Höfe

waren kürzlich verkauft worden, und zwar an Personen, die wieder nur ihren Namen herliehen, und schlechterdings nicht aus der Schule schwatzen wollten. Es blieb ihm nur Ein Hülfsmittel noch übrig, nemlich seine sechszehntausend neue Thaler zu einer Leibrente anzulegen, und so mit seiner Tochter und seinem Tochtermann auf einem hohen und prächtigen Fusse zu leben. Er tröstete sich mit dem Gedanken, daß er niemals König gewesen sey, und einer derselben sich glücklich geschätzt hätte, Schulmeister in Korinth zu werden.

Er liebte Egligny von ganzem Herzen, und seine Beharrlichkeit war so stark, als die des Herrn Botte. Der Chevalier, sein wahrer und eifriger Freund, konnte sich nicht verhehlen, wie häcklich die Unterredung sey, die er jetzt mit dem Marquis haben sollte. Es war eben so fest bei ihm beschlossen, daß er sich mit seinem Freunde nicht entzweien, als daß er Sophien nicht heirathen wollte. Er hatte sich daher eine Rede ausgedacht, von der er glaubte, daß sie den Marquis überzeugen, und zugleich die Unannehmlichkeit einer bestimmten Weigerung mildern könnte. Wie er sie anfieng, empfand er eine Verlegenheit, die ihn um alle seine Vortheile brachte. Sophie ihrerseits war in einer Unruhe und in einer Bewegung, die allen Ausdruck überstieg. Dieser Augenblick sollte alles entscheiden,

und sie erwartete mit der äussersten Ungeduld das Resultat der Unterredung.

Während Eglighy sich zu erholen suchte, sprach Herr von Arancey mit ihm von der Vergeblichkeit seines nächtlichen Ausgangs, und unternahm es, ihm mit vielem Aufwand von Beredsamkeit zu beweisen, wie sehr ein mäßiges Vermögen dem Reichthum vorzuziehen sey. Kein Luxus, aber auch keine erkünstelte Bedürfnisse! Aufrichtige Freunde, aber keine Schmeichler! Keine lärmende Vergnügungen, aber ein stilles Zurückziehen in sich selbst, wobei die angenehmen Gefühle des Herzens nur desto süsser und stärker werden! Keine Wägen, aber eine beständige Bewegung, die die Gesundheit stärkt! Die stille Ruhe der Einsamkeit, so günstig den Wissenschaften, die für alles Trost geben; ein wenig Philosophie, die den Menschen über sein Schicksal erhebt! Das waren die Grundzüge von der langen Rede, die Herr von Arancey hielt.

Gut gesprochen zu haben ist noch nichts; zum Lohn seines Talents will man auch seine Zuhörer überzeugen; die Eigenliebe macht uns nach ihrem Beifall lüstern, und Eglighy, der in ganz andern Gedanken versunken war, hatte nichts von allem gehört, was der Marquis sagte. „Was ist Ihnen denn, mein Freund? hub dieser an, Sie scheinen die Klarheit und Gründ-

lichkeit meiner Schlüsse nicht zu begreifen!" — Mein lieber von Arancey, ich gestehe Ihnen, daß ich, wenn ich gleich sehr aufmerksam zuzuhören schien, doch ganz und gar nicht an das, was Sie mit mir sprachen, denken konnte. — Ei, ei! — Im Allgemeinen habe ich so viel begriffen, daß Sie von den Vorzügen eines mäsigen Vermögens redeten, und ohne Zweifel haben Sie davon ein sehr schönes Bild entworfen. — Nicht wahr? — Ich werde noch darauf zurükkommen, aber jezt habe ich mit Ihnen von etwas anderm zu reden. — Nun wohl, ich höre zu, mein Freund. — Es ist nur so schwer, anzufangen. — Nehmen Sie Anstand, Ihrem besten Freunde, Ihrem Vater sich zu entdecken? — Der Freund kann nicht nachsichtig, der Vater kann streng seyn. — Die Sache ist also ernsthaft? Nun, Chevalier! Wem anders könnten Sie Ihr Vertrauen schenken, als dem, dessen Leiden Sie getheilt und gemildert haben? Muth, mein junger Freund! — Gegen jeden andern würd' ich ihn haben. — Sollten Sie meine Vorwürfe fürchten? Ich fürchte, Ihnen zu misfallen. — Das ist nicht möglich. Reden Sie doch, ich beschwöre Sie; Sie machen mich unruhig, Chevalier!

Herr Marquis! Herr Marquis! . . . — Mein lieber von Egligny? — Ihre Fräulein Tochter . . .

Sie würde nicht . . . Ich kann nicht. . . . — Meine Tochter! . . . was sollte sie mit der Verwirrung zu schaffen haben, in der ich Sie sehe? Sollte sie sich weigern, Ihr Versprechen zu erfüllen? — Keineswegs, mein Freund. Aber ich . . . — Aber Sie? — Ich habe über das nachgedacht, was Herr Botte ... — Von diesen Leuten ist jetzt nicht die Rede, sondern von Ihnen. — Ich halte das, was er uns neulich im Schlosse sagte, seinen Ton abgerechnet, für sehr vernünftig und gut gedacht. — Für sehr unverschämt und sehr ungereimt. — Sie wissen, wie sehr ich Sie liebe. — Sie haben mir Proben davon gegeben. — Glauben Sie, daß der Titel Ihres Tochtermanns meine Gefühle für Sie verstärken könne? — Ich verstehe Sie, mein Herr! — Werden Sie nicht böse, mein Freund! Glauben Sie nicht, daß bei dem sehr eingezogenen Leben, das uns' zum Loose fällt, die engste Eintracht und Liebe uns unumgänglich nothwendig ist? Zusammengedrängt in der engen Wohnung, die Sie so eben mit allem Zauber der Phantasie ausschmückten, werden wir uns weder aus dem Wege gehen, noch uns zerstreuen können, und Ihre unglückliche Tochter wäre gezwungen, ihre Thränen und ihre Seufzer zu ersticken, die endlich sogar in den Armen ihres Gemahls hervorbrechen würden. Ihr Tochter-

mann, Herr Marquis, wäre eben so sehr zu beklagen, als Sophie, wegen des Kaltsinns, mit dem sie seine zärtlichsten Liebkosungen aufnehmen würde, und wegen der zu späten Reue, die ihn überfallen müßte; Sie, als Vater, würden sich bei dem beständigen Anblick von Schmerzen bekümmern, die die Zeit nur verstärkte. Klagen, Bitterkeit, Vorwürfe, und vielleicht Zänkereien, endlich eine Scheidung, das letzte Hülfsmittel gegen eine unglückliche Ehe, das, das, mein Freund, ist das Schicksal, das uns erwartet, und das wir vermeiden können. —

„Herr Chevalier, ich will nicht untersuchen, bis zu welchem Punkt man sich lieben muß, um in der Ehe glücklich zu seyn. Verbindungen, die unter den besten Vorbedeutungen, aus der zärtlichsten Liebe eingegangen wurden, sind unerträglich geworden; Verbindungen, die blos durch gegenseitige Achtung vorbereitet wurden, haben ein rührendes Bild der Eintracht und eines dauernden Glücks dargestellt, eines Glücks, das nichts mit dem vorübergehenden Wahnsinn einer leidenschaftlichen Liebe, die nie von Dauer ist, gemein hat. Ich werde diesen Unterschied nicht näher ausführen, denn es ist vergeblich, mit einem Manne Worte zu wechseln, der einmal seinen bestimmten Vorsatz gefaßt hat." — Sie verzeihen mir, wie ich hoffe; ja, ich habe meinen Ent-

schluß gefaßt. — Ich will Ihnen nur bemerken, daß Sie damals, als ich Hofnung hatte, wieder zum Besitz meiner Güter zu gelangen, damals, als die Hand meiner Tochter Ihnen ein großes Vermögen versicherte, damals, als Sie dieselbe mit Anstand ausschlagen konnten, mit Entzücken den Vorschlag annahmen, sich mit ihr zu vermählen. —

Herr Marquis, die Bemerkung ist eben so stark, als Ehrenrührig. Ich will darauf mit der Schonung antworten, die ich Ihrem Alter und der Freundschaft schuldig bin. — Der Freundschaft, sagen Sie? Wie können Sie diese noch anrufen! — Ich habe mein Recht dazu nicht verloren. Hören Sie mich an, ich bitte Sie!

„Die Schönheit der Fräulein von Arancey hat mich bei dem ersten Anblick verführt. Ihre Eigenschaften, ihre interessante Lage, alles zog mich zu ihr hin, und ohne an die Zukunft zu denken, überließ ich mich dem Gefühl, das ihre Gegenwart einflößte. Herr Botte, den Sie nicht lieben, und der sich doch als ihr Freund gezeigt hat, Herr Botte gab mir Aufschlüsse, die ich vorher nicht hatte. Er zerstreute den Nebel einer Täuschung, die mir anfieng, theuer zu werden; ich erkannte die Gefahr, der ich ausgesetzt war, ohne ihn hätte ich Sophien bis zur Schwärmerei geliebt, und

anstatt mein Herz zu bekämpfen, und mich selbst zu besiegen, wäre ich jetzt der unglücklichste aller Menschen, und würde nicht weniger standhaft bei meiner Weigerung beharren, weil, wo die Redlichkeit befiehlt, jedes andere Gefühl verstummen muß. Dis, Herr Marquis, ist eine gedrängte Erzählung dessen, was in meinem Herzen vorgegangen ist. Wären Sie weniger gegen die Sache eingenommen, so würden Sie es eben so natürlich finden, als ich es Ihnen als wahr verbürgen kann.

Lassen Sie mich jetzt auf das kommen, was mich unter Ihren Reden am meisten gekränkt hat, und was Sie sich niemals vergeben werden, auf den Vorwurf, daß ich aus kleinlichten eigennützigen Absichten handelte. Als ich Sie halb nackt auf dem Karren fand, und mich auszog, um Sie zu bedecken, kannte ich Sie da, mein Herr? Ich war jung, kraftvoll, und selbst in Siberien konnte meine Arbeit mir so viel verschaffen, als ich brauchte; ich habe gelitten, weil ich alles mit Ihnen theilte; ich habe meine Gesundheit geschwächt, weil ich, wenn der Tag nicht zureichte, die Nächte durch arbeitete, um uns beide zu ernähren, und wenn ich äusserst ermattet nach Hause kam, so stahl ich noch meiner Ruhe eine Stunde, um Ihnen Trost zu geben, dessen ich selbst bedurfte. Ich war es, der Sie bei

unserer Flucht mitten durch unermeßliche Wüsten führte, und die Wunden Ihrer Füsse verband, wenn das Blut aus den meinigen floß. Ich trug Sie über Ströme, Eis und Felsen; des Abends belebte ich Ihre starrende Glieder, indem ich Sie Stunden lang an meine Brust drückte, und was lag mir damals an Ihrer Tochter, die ich nie gesehen hatte, an Ihrem Vermögen, an das Sie selbst nicht mehr dachten? Der Tod, ein langsamer, grausamer Tod, der bei jedem Schritt vor uns schwebte, entfernte jede andre Idee, als die einer nahen Vernichtung, und meine Sorgfalt, meine Bemühungen haben Sie davor bewahrt. Herr Marquis! Wer seiner so vergißt, um der leidenden Menschheit beizuspringen, ist kein eigennütziger Mensch. —

An was Sie mich hier erinnern, mein Herr! das habe ich jedem gesagt, der es hören wollte; ich habe nicht aufgehört, es mir selbst zu wiederholen, so lange ich Sie für aufrichtig hielt. Wollen Sie meine Hochachtung und Freundschaft wieder erlangen, wollen Sie, daß ich glauben soll, daß Sie in der That nicht in der Ferne gesehen haben, was ich aus Dankbarkeit für Sie thun könnte, so seyen Sie mein Tochtermann, und dieses Gewölk, das erste, das sich zwischen uns erhoben hat, wird augenblicklich verschwinden. — Nein,

mein Herr, ich werde keinen Hauptfehler begehen, weil Sie mir ihn vorschreiben; Ihre letzten Tage sollen Ihnen nicht darum bitter werden, weil sie Hartnäckigkeit zeigen, wo Sie nur Verstand zeigen sollten. Aber ich werde deshalb meinen Freund nicht verlieren, weil ich den Muth hatte, ihm zu widerstehen. Das süsse Vertrauen, die zärtlichen Ergiessungen des Herzens werden wieder zu uns zurückkehren, die uns so lang in unsern Leiden aufrecht erhalten haben. Von Arancey, mein theurer von Arancey! hören Sie auf, ungerecht zu seyn, und umarmen Sie Ihren Freund..... Gott, großer Gott! Von Arancey stößt mich zurück. — Ich kenne Sie nicht mehr. — Sie zwingen mich dazu, Grausamer! das Loos ist geworfen. Ich werde Ihr Tochtermann, und wir alle drei werden einst darüber seufzen.

Der Marquis hatte den Argwohn, den er äusserte, nicht erheuchelt. Der Schein war gegen Eglignу. Der Alte sah sich gezwungen, seinen Freund zu verachten, eine Neigung aufzugeben, die einen Theil seines Wesens ausmachte, und sein Herz war schwer gebeugt. Daher hatten auch sein Ton und seine Gebährden die Wahrheit und die Energie, die den Chevalier zur Unterwürfigkeit brachten, und ihn wehrlos machten. Treu seinem Freunde, und treu der unglücklichen Sophie,

kam er zu der letztern, betäubt und ausser sich, um ihr die Szene zu erzählen, die sich eben zugetragen hatte, und mit ihr durch den sonderbarsten aller Vorschläge einen Vergleich zu machen.

Sophie war bestimmt, ohne Unterlaß zwischen Zuständen zu wechseln, die ein gefühlvolles Herz entzükken, und die es mit Schmerz erfüllen können. Sie fieng an, jene Gewohnheit des Unglücks anzunehmen, welche Standhaftigkeit erzeugt, und da Egligny sie ruhiger fand, als er zu hoffen gewagt hatte, so faßte er sich nach und nach, und erklärte ihr endlich, daß es ihm unmöglich sey, ohne ihren Vater zu leben, daß er, um seine Freundschaft beizubehalten, eingewilligt hätte, sein Tochtermann zu werden; daß das ihm leid, sehr leid sey, daß aber, da dieses Unglück unvermeidlich sey, das beste, was Sophie und er thun könnten, darin bestünde, es nur idealisch zu machen, daß folglich, wenn dieser Entschluß der Braut behagte, sie in den Augen der Welt Mann und Frau seyn, in der That aber wie Bruder und Schwester leben wollten, die sich wechselsweis die Bürde des Lebens ertragen hälfen. Er schwur einen heiligen Eid, daß er nie von seinen Rechten Gebrauch machen wollte; er versicherte, daß er nie einen Gedanken daran haben würde.

Man muß sehr unerfahren und sehr unschuldig seyn,

um im fünfundzwanzigsten Jahr einem reitzenden Mädchen ein solches Versprechen aufrichtig abzulegen. Sophie zweifelte nicht, daß die Ausführung desselben leicht seyn werde; aber sie sah ein, daß diese Ehe, wie auch ihre Folgen seyn möchten, eine unübersteigliche, ewige Kluft zwischen ihr und ihrem Geliebten befestigen werde. Doch fühlte sie eine Art von Vergnügen bei dem Gedanken, daß sie ihm treu bleiben könnte; den Augenblick nachher fühlte sie alles Unangenehme einer solchen Art von Treue, und doch dankte sie dem, der, aus Mitleiden gegen sie, sie nicht völlig heirathen wollte.

Wenn es möglich wäre, an etwas so ernsthaftem, als die Hindernisse sind, die sich Verliebten entgegenstellen, eine lustige Seite zu finden, so wäre nichts so spaßhaft, als die Unterredungen zwischen Sophie und dem Chevalier. Beide waren jung, beide zärtlich, und doch besprachen sie sich sehr ernsthaft über die Mittel, die sie anwenden würden, um den Anforderungen der Natur zu widerstehen, und das Publikum zu täuschen, das in die Geheimnisse des Ehebetts nicht eindringt. Bei Tag wollte man sich Freundschaftsbezeugungen machen, aber nichts als Freundschaftsbezeugungen, jedoch deren recht viele, um Herrn von Arancey zu täuschen, und bei Nacht sollten zwei Betten, die so

fern stünden, als es die Zimmerwände erlaubten, zwei Gatten aufnehmen, die so ruhig bleiben wollten, als wenn der eine zu Paris, der andre zu Pekin wäre. Welch ein artiger Plan! Des Tags über unschuldige Liebkosungen, um bei der Nacht desto ungestörter der Ruhe zu pflegen, vier Schritte von einander, wenn der Gatte alles wagen kann, die Gattin ohne Schutz ist, und überdis einen Augenblick sich vergessen kann; denn die Liebkosungen bei Tag müssen doch wohl unvermerkt lebhafter werden, und dann die kleinen Zerstreuungen an der Toilette, ein halb offener Vorhang, ein unbescheidenes Auge, die Phantasie, die rege wird . . . . . . was weiß ich? Man muß sechszig Jahre alt seyn, um einen solchen Handel zu schliessen und zu halten, und auch dann weiß ich nicht. . . . Wie dem auch sey, so hatte dieses Traumbild einen Nutzen. Die gute Sophie überließ sich der kleinen Eitelkeit, daß sie Karln niemals untreu werden würde, nicht einmal zu Gunsten ihres Ehmanns, und die Freuden, die die Eitelkeit uns gibt, bringen, wie jede andre Freude, ein gequältes Herz zur Ruhe.

Der Marquis wünschte aufrichtig das Glück seiner Tochter, und er mußte ganz eigene Begriffe haben, um es in einer erzwungenen Heirath finden zu können. Sein ganzes Leben hindurch lernte er die Leiden-

schaften nicht kennen, welche zu Thorheiten verleiten. Er glaubte daher nur an jene flüchtige und vergängliche Neigungen, die so sehr in der Mode sind. Er zweifelte nicht, daß seine Tochter Karl schnell vergessen, und endlich Zuneigung zu dem Chevalier fassen würde, und da diese Verbindung vollkommen in seine Absichten paßte, so suchte er nun nur noch den Augenblick, in dem sie vollzogen würde, zu beschleunigen.

Inzwischen wurde Karl wieder gesund, und erwartete schleunigst die Würkung der Versprechungen seines Onkels und des Chevaliers. Egligny war gegen seinen glücklichen Nebenbuhler zu weit gegangen, als daß er nicht über die Art, wie er sich da herauswickeln wollte, hätte verlegen seyn sollen. Sophie, die überzeugt war, daß sie Karl immer lieben würde, und die es ihrem Gatten des Tags hundertmal sagte, wollte, daß ihr Geliebter wenigstens von dem Vertrag zwischen ihr und dem Chevalier unterrichtet würde; sie mußte dabei auf doppelte Art gewinnen, erstens würde Karl ihr unendlichen Dank für ihre Treue wissen, und dann brachte sie ihn durch diese häufigen Unterredungen mit ihrem künftigen Manne in Verbindung; sie konnte also alle Tage seinen Besuch annehmen, und sie betheuerte dem Egligny, daß gar keine Gefahr für ihre Tugend dabei sey. Ueberdis, was liegt einem Bruder

an den Privathandlungen seiner Schwester? Der Chevalier war nicht gerade der nemlichen Meinung; seine langen und häufigen Unterredungen mit Sophien machten unvermerkt ein Gefühl wieder rege, das er nur mit genauer Noth erstickt hatte. Er erschrack nicht darüber, weil es natürlich ist, daß man seine Schwester liebt; aber er sah ein, es sey eben nicht nothwendig, daß ein zweiter Bruder in seinem Hause die dritte Person ausmachte. Uebrigens mußte er, gutwillig oder nicht, zu Herrn Botte gehen.

Karl tobte heftig, als der Chevalier ihm die Uebereinkunft von so neuer Art bekannt machte, und ihn überreden wollte, daß er sie billigen, und dafür dankbar seyn müßte. Er wollte nicht, daß seine Sophie heirathete, es sey auch auf welche Art es wolle, und dann hatte ihn die kleine Grandval überzeugt, daß man zuweilen ein Frauenzimmer besitzen möchte, das man nicht liebt. Nun hatte aber Eglígny die Fräulein von Arancey geliebt, es war schwer zu glauben, daß er sie nicht noch liebte, wie sollte er sich damit begnügen, blos die Rolle eines Ehemannes zu spielen? Welchen Gefahren wäre also nicht die Treue seiner Freundin ausgesetzt, wenn sie auch nicht nach und nach es müde würde, ihm treu zu seyn, was ihm nicht mathematisch unmöglich schien.

Herr Botte erwartete nichts weniger, als eine so neue Heirath; er ward von der Nachricht so betäubt, daß er nicht einen Augenblick an den thörichten Einfall der künftigen Ehegattin dachte. Seit zwanzig Jahren kannte er Herrn von Arancey, er hatte ihn immer eben so eitel auf den Staat, den er führte, als auf seine hohe Geburt gefunden; er hatte geglaubt, er hätte ihn gezwungen, sich an ihn zu wenden, um eine Lebensart fortsetzen zu können, die ihm so theuer war, und er hatte nichts weniger vorausgesehen, als daß die Freundschaft Macht genug über ihn hätte, ihn zu bewegen, daß er in einen Stand herabstieg, der unter der Mittelmäsigkeit war. „Es ist sehr sonderbar, sagte er zu seinem Neffen, daß dieser Mann, der immer von seinen Wägen, seinen Pferden, seinen Voreltern, seiner Livree redete, der auf sein Weihwasser, sein geweihtes Brod, seinen Weihrauch, so eifersüchtig war, daß eben dieser Herr von Arancey alles das vergessen hat, und sich auf seinen kleinen Heerd einschränken, und seine ein oder zwei Schüsseln mit seiner Tochter und seinem Tochtermann theilen will. Welchen Talisman haben denn die jungen Leute, die aus Kamtschatka kommen? — Ich glaube, Sie scherzen noch, Oheim! — Du weißst, Neffe, daß ich niemals scherze. — Sie vergessen wenigstens Ihr Versprechen. — Für wen

hältst du mich? — Und lassen diese verdammte Heirath zu Stande kommen. — Ich hoffe noch, sie zu verhindern. Du glaubst also, daß ich kein Herz im Leibe hätte, daß ich dein Feind sey? — Ei bewahre, Onkel, aber Worte helfen hier nichts. — Auch will ich handeln, und das würksam, wie ich hoffe. Ich gehe zum Marquis. — O ja, ich bitte Sie darum, Onkel! — Und ich will frei von der Brust mit ihm reden. — Was können Sie ihm sagen, was Sie nicht schon gesagt haben? — Das ist doch ein sehr hartnäckiger Mensch. Glaubst du denn, daß ich das Talent besässe, die Leute zu überreden, ohne mit ihnen zu sprechen? Hältst du mich für einen Mimiker? — Wollten Sie nicht lieber mit Fräulein von Arancey reden? — Wozu? Um sie von Ihren Pflichten abzubringen, zu deren Erfüllung ich sie selbst gebracht habe? — Sie tödten mich, Onkel, mit Ihren übertriebenen Ideen von Tugend. — Wer in diesem Fach nicht zuviel für andere thut, thut nie genug für sich selbst. — Ich werde ein Opfer Ihres Systems seyn. O, ich werde sterben, gewiß werd' ich sterben! — Das ist möglich, armer Karl! aber ich wiederhole dir, daß ich mit dem Vater sprechen werde; ich kenne seine schwache Seite, ich bin vorbereitet, und ich habe ihm Bemerkungen zu machen, die Würkung machen müssen. — Ei, mein Gott,

Onkel, warum machten Sie sie ihm nicht früher! — Halt mich also nicht länger auf, wenn du nicht willst, daß ich sie ihm noch später machen solle.

Herr Botte kam bei dem Marquis an. Da stand er nun in einem sehr kleinen Vorsaal, den man mit dem Namen Antichambre beehrte, und der, wie der liebe Onkel sah, zu gleicher Zeit zur Küche, zur Holzkammer und zur Toilette des Marquis diente. Zwei Miethlaquaien hatten, wie sie hereingiengen, die Livree angezogen, die sie bei dem Weggehen in eine Speisekammer hängten, die nur noch zu diesem Gebrauch diente. Da das Gesinde immer in den Vorzimmern der Grosen gespielt hat, so waren diese dem vornehmen Gebrauch ebenfalls getreu, und da sie nur zu zweien waren, so spielten sie das edle Gänsespiel in den Augenblicken, da sie Niemand anzumelden hatten.

Einer dieser Bursche, der zerrissene Schuhe, geflickte Strümpfe, schmutzige Manchetten und weiß gepuderte Haare trug, fragte Herrn Botte ernsthaft, unter welchem Namen er ihn anmelden sollte? — Ei zum Teufel, unter dem meinigen: Johann Nikolaus Botte. — Johann Nikolaus. . . . Ihr Karakter? — Ein ehrlicher Mann. Du lachst, Schlingel. — Hier hat niemand Zutritt, wer nicht einen Titel hat. Sind

Sie Prinz, Herzog, Graf, Marquis? — Ich bin ein Mensch, der deiner Fragen herzlich müde ist. Ich melde mich selbst an. — Aber, mein Herr! — Pack dich fort, Tagdieb! Herr Botte versetzte ihm einen derben Schlag auf die Schulter, gieng voran, der Bediente verfolgte ihn, er öfnete schnell die Thüre, und warf einen mit altem Sammt bezogenen Lehnsessel um. Auf demselben saß eine Antike, nemlich eine alte Herzogin, die auf den mit schlechten Tapeten belegten Boden fiel, und bei der Helle einer einzigen Wachskerze, Reitze sehen ließ, die seit dreissig Jahr niemand mehr in Versuchung gekommen war, ans Tageslicht zu ziehen.

Herr von Arancey erkannte Herrn Botte, und wurde über und über roth. Ein Bürgersmann, und noch dazu ein ziemlich unverschämter Bürgersmann, sollte sich in eine so vornehme Assemblee eindringen! Der Marquis sah wohl ein, daß er nach der Etiquette ihn zur Thüre hinaus führen lassen sollte; aber er wußte auch, daß der liebe Onkel eine solche Beschimpfung nicht geduldig ertragen, und das Skandal dann nur größer seyn würde. Da man unter zwei Uebeln das kleinste wählen muß, wenn man die Wahl hat, so hielt der Marquis dafür, daß man den Bürger, um desto früher seiner los zu werden, sprechen lassen müsse,

weil er wahrscheinlich gleich gehen würde, sobald er seine Galle ergossen hätte.

Während Herr von Arancey mit sich zu Rath gieng, hob ein blaues Band die Frau Herzogin auf, welche sich hinter ihrem Fächer unglaubliche Mühe gab, roth zu werden, ein rothes Band hob ihre falsche Haare, ein Chevalier von St. Louis ihre falschen Zähne, und der liebe Onkel ihr gläsernes Auge auf, das er durchaus wieder an seinen Ort und Stelle zu bringen suchte. Der hohe Adel, der in diesem Zimmer so sicher, als Gott in seinem Heiligthum, zu seyn glaubte, wurde über dieses vertrauliche Benehmen unwillig, und äusserte seine üble Laune in gewissen, sehr deutlichen Ausdrücken, die der liebe Onkel nicht rügen mochte, aus Furcht, dadurch von seinem Zwecke abzukommen. Er setzte sich ohne Umstände zu dem Marquis, und sagte zu ihm, indem er ihm auf die Schenkel klopfte: „Sie sind hartnäckig und ich auch. Sie haben geschworen, eine Thorheit zu begehen; ich habe geschworen, sie zu verhindern, und will mich jetzt erklären. Ich bin derjenige, der Ihr Landgut Berry und Ihre drei Höfe gekauft hat. Ich bin derjenige, der Sie dahin gebracht hat, diese Herren und Damen in diesem elenden Loche zu empfangen, und Sie mit Krätzer und eingemachtem Rindfleisch zu bewirthen, wovon ich bei

meinem Hereingehen die Reste gesehen habe. Ich traute Ihnen gesunde Vernunft genug zu, um zu glauben, daß Sie den Wohlstand Ihrem finstern Stolze und das Glück Ihrer Tochter Ihren persönlichen Wünschen vorziehen würden, und jetzt komme ich wieder zu Ihnen, weil Sie fortfahren, mich zu meiden."

"Hier sind meine letzten Vorschläge: Ich gebe Ihnen Ihr Landgut Berry, Ihre drei Höfe und Ihr Schloß Arancey zurück. Das lohnt der Mühe, darüber nachzudenken. Denn ich biete Ihnen dadurch eine Rente von sechszehn bis siebzehntausend neuen Thalern an."

"Sie sollen das volle Eigenthum darüber haben, unter der einzigen Bedingung, daß Sie nichts verkaufen, noch sonst eine Veräusserung vornehmen können. Nach Ihnen fallen diese Güter an Ihre Tochter, und wenn diese ohne Kinder stirbt, an meine Erben. Es wird mir noch so viel übrig bleiben, daß ich ihr ein recht artiges Heirathgut geben kann, ohne daß Sie einen Heller von Ihren Revenüen dazu geben. Nach dieser Einrichtung werden Sie Ihre Freunde in einem fürstlich meublirten Schlosse empfangen, sie prächtig traktiren, und ihnen Geld leihen können; eine Betrachtung, die diese Herren und Damen bestimmen kann, meinen Vorschlag zu unterstützen; und endlich, was

Ihnen eben so angenehm seyn wird, als das übrige, werden Sie Ihren Namen von Arancey behalten, an dem Ihnen so viel gelegen ist. Ich verpflichte mich vor Zeugen, Sie niemals Thomasseau zu nennen, immer sehr ehrerbietig gegen Sie zu seyn, und mich als Ihren Schuldner anzusehen, wenn Sie gleich eigentlich der meinige würden. Jetzt entscheiden Sie: wird mein Neffe Ihr Tochtermann?"

Aber in der That, hub die Herzogin an, füllt das Geld die Kluft zwischen den Ständen aus, und es ist sehr angenehm, seinen Freunden davon leihen zu können. Erinnern Sie sich, mein lieber Marquis, daß unsre junge Herren es ehedem nicht unter ihrer Würde fanden, sich mit Töchtern reicher Finanzpächter zu verheirathen. — Gnädige Frau, sie erhoben Ihre Gemahlinnen bis zu sich: hier würde Fräulein von Arancey bis zu Herrn Montemar herabsinken. — Aber, mein lieber Marquis, Geld für seine Freunde. — Das Geld ist nichts, gnädige Frau, die Ehre ist alles. Und worinn, fuhr Herr Botte fort, lassen Sie diese Ehre bestehen? In Bändchen, die Sie um den Hals hängen? Wissen Sie, was aus Ihnen werden wird? Ich will es Ihnen sagen, Sie werden eine armselige Hütte und ein Paar Jauchert Landes kaufen, die Hälfte davon werden Sie bald aufgezehrt haben, und den Rest

werden Sie in einem leinenen Bauernkittel, in Holzschuhen, und den Degen an der Seite, bearbeiten. Sie werden aus Stolz Hungers sterben, Sie und die Ihrigen, und der gute Egligny, der noch jung genug ist, sich eine Bahn zu brechen, und dessen Glück im Handel ich machen würde, wird, beim Licht betrachtet, Ihr erster Bauernknecht seyn. Eine hübsche Aussicht für den Urenkel eines Marschalls von Frankreich!

— Haben Sie ausgesprochen, Herr Botte? — Völlig, Herr Thomasseau! — Hier ist meine Antwort, und ich bitte Sie, sich ihrer zu erinnern. Ich bin Herr über mein Benehmen, und über das Schicksal meiner Tochter. — Das ist unglücklicherweise nur zu wahr. — Ich beharre bei meinen Entschlüssen. . . — Das hätt' ich erwarten sollen. — Und wenn die Armuth, die Sie mir verkündigen, würklich mein Loos wird, so werde ich mich bei Ihnen nicht beklagen. — Daran werden Sie wohl thun. — Verschonen Sie mich in Zukunft mit Ihren Besuchen. — Es ist unnöthig, daß Sie es mir empfehlen. — Und vorzüglich mit Ihren närrischen Reden, die ich nicht immer so geduldig ertragen werde. — Nun denn Adieu! Adieu für immer, Herr Thomasseau! Ich reise augenblicklich mit meinem Neffen ab. Ich reisse ihn aus einem Land, in dem der Kummer ihm unfehlbar das Leben nehmen

würde; ich mache mit ihm eine Reise durch ganz Europa, um ihn zu zerstreuen, und ihn von seiner Liebe zu heilen, und wenn mir eine zweite Sophie begegnet (was nicht sehr wahrscheinlich, aber doch auch nicht gänzlich unmöglich ist), so verheirathe ich ihn mit ihr, und kaufe mich neben Ihnen an, um Sie zum Zeugen seines Glücks, und vor Aerger halb toll zu machen.

Alle meine Leute sollen zu mir kommen! schrie Herr Botte, als er nach Hause kam. Man soll eine Postchaise bestellen, die Wäsche, die Koffers, den Flaschenkeller und meine Mantelsäcke mit allem füllen, was zu einer Reise, die drei Jahre dauert, nützlich oder nothwendig ist, man soll mir Pässe holen, meine zwei Kammerdiener sollen die ledernen Beinkleider anziehen, und Sie, Herr Kassier, meine Brieftasche mit Wechseln füllen. Fast hätt' ich's vergessen! Man muß Horeau sagen, daß er in einer Stunde sich bereit hält, weil der arme Karl nicht in einem Zustande ist, da man mit ihm zanken kann. — Ei, mein Onkel! wo wollen Sie denn hin? — Der Marquis Thomasseau hat den Teufel im Leib, und ich führe dich nach Petersburg, London und Madrid. Wer ist denn der Mann, der da so viele Bücklinge macht, und mich immer so von der Seite ansieht? — Onkel, das ist ein Seesoldat, der aus Guadeloupe kommt. — Aus

Guadeloupe? Dort ist mein armer Vater gestorben. Was wollen Sie, Herr Seesoldat? . . . Nicht so viel Komplimente, ich lieb sie nicht.

Gnädiger Herr, ich bin ein Engländer. — So? das ist mir lieb. — Ich war auf der Flotte, die sich dieser Kolonie bemächtigte im Jahr 1780 und . . . — Schon gut, schon gut! Wenn ihr uns das genommen habt, so haben wir euch dafür in jenem Krieg bei Dünkirchen, in einem andern bei Fontenoy, und unter Philipp August und seinen Nachfolgern an allen Küsten Frankreichs geschlagen, ungeachtet eurer Intriguen und eurer Allianzen mit den Herzogen von Burgund und von Bretagne, die euch so hübsch beistanden. Weiter, weiter. — Mein Admiral trug mir die Untersuchung der französischen Papiere auf. . . . — Beeilen Sie sich doch, ich reise nach Petersburg. — Und in einem Winkel des Regierungspallastes fand ich dieses Anstellungsdekret. — Was ist denn das für ein Wisch?

Ludwig, von Gottes Gnaden, u. s. w. Zur Belohnung der der Schiffahrt und der Handlung geleisteten Dienste des Anton Xaver Botte, Ecuyer. . . . *) — Mein Vater Ecuyer! Er hat mir niemals gesagt, daß er das sey. Das ist wahrscheinlich ein Titel, den der König die Gnade gehabt hat, ihm zu verleihen,

*) Ein Ehrentitel französischer Edelleute.

weiter! — Hat es uns gefallen, ihn zu erheben, und erheben wir ihn durch gegenwärtiges zu dem Grade eines Fregattenkapitäns unsrer königlichen Marine. . . . Ich habe nie von dieser Beförderung gehört. Das Datum? — einen Monat vor seinem Tod. Das Dekret wird ihm nach Guadeloupe geschickt worden seyn, und er hat nicht Zeit gehabt, mir von dieser Gnade des Hofes Nachricht zu geben. . . . Unterzeichnet Ludwig; und weiter unten Saint Priest. Das ist ganz in der Ordnung.

— „Ihr Name, gnädiger Herr, ist in der ganzen Handelswelt sehr bekannt. — Das glaub ich schon. — Ich glaubte Ihnen ein Vergnügen zu machen, wenn ich dieses Aktenstük aufbewahrte. — Sie machten mir würklich dadurch ein großes Vergnügen. Ich habe meinen Vater immer geehrt, und diese Auszeichnung, die er erhalten hat, verstärkt noch meinen Respekt gegen ihn. — Da ich in meinen Angelegenheiten nach Frankreich reisen mußte, so hielt ich es für meine Pflicht, Ihnen selbst dieses Dekret zuzustellen. — Das ist recht höflich, wahrhaftig. . . . Der Teufel! ‹we›nn ich diese Urkunde heut früh gehabt hätte. . . . ‹..›n, Heinrich! was gibts denn noch? — Ein Herr, ‹der a›us Marseille kommt. — Ich bin aus dieser Stadt ‹...›, und habe immer die Leute aus der Pro‑

vence geliebt, ich hab' auch ihre Freimüthigkeit beibehalten. Laß ihn hereinkommen."

„Der drückt mir die Hand. So ists recht. Die Manieren gefallen mir. Ei, schütteln Sie mir doch diesen Arm nicht zu stark, an dem hab' ich einen Fluß."

— „Gnädiger Herr, ich war Mitglied des Revolutionsausschusses zu Aix. — Desto schlimmer für Sie, mein Herr! — Ich nahm diese Stelle aber nur an, um ehrlichen Leuten nützlich zu seyn. — Die Absicht ist löblich. — Man gab mir den Auftrag, die Archive des Parlaments, verschiedener Gerichtshöfe, und die Kirchenregister, durchzustöbern, dabei fand ich für gut, die Adelsbriefe einiger adelichen Familien, und insbesondre auch Ihrer erlauchten Familie, aufzubewahren. — Meiner erlauchten Familie? Lieber Freund! Sie treiben Ihren Spaß mit mir. — Ich schätze Sie hoch, das ist meine Pflicht, und ich bitte Sie, diese Hefte Papier zu untersuchen. — Lassen Sie sehen. Es wäre lustig, wenn ich, ohne jemals daran gedacht zu haben, von Adel wäre.

O, wie diese Pergamente so alt und räucherícht sind. Welche gothische Handschrift! Heinrich! mein Vergrösserungsglas! . . . . Ehvertrag des hohen und mächtigen Herrn Ferdinands, Grafen von Botta, einzigen

Sohns des Marquis von Botta, Feldmarschalls in Diensten Sr. Majestät der Kaiserin, und Ireneus von Boralette. . . . Warten Sie einmal! Ich habe von diesem Marquis von Botta sprechen hören. Karl! hilf mir doch darauf. — Ich glaube, Onkel, es war der, der Genua einnahm. . . — Richtig, der Teufel!

Auszug der Taufregister der Pfarrkirche zu unsrer lieben Frauen in Marseille. Ist getauft worden den 15ten Februar, eintausend, sechshundert neunzig August, Sohn Ferdinands, Grafen von Botta. . . . Und da ist ein Dekret, das August von Botta zum Soldaten bei der adelichen Leibwache des Admirals zu Toulon erhebt. Warum nennt sich denn dieser August nicht, wie sein Vater? — Sie wissen, Onkel, daß wir in Frankreich die Gewohnheit haben, das a, mit dem die italienischen Namen ausgehen, in ein stummes e zu verwandeln. — Das ist wahr, aber dieser August von Botta ist mein Urgroßvater, und wie hat mein Vater glauben können, daß er ein Matrose war. Hm! Seesoldat! Garde-Seesoldat, das hat neben einander feil; der gute Mann wird sich konfundirt haben. Es ist aber doch seltsam, daß die Väter ihren Stammbaum so in Vergessenheit sinken lassen. Sie werden sehen, daß er sich auch bei meinem Großvater geirrt hat, aus dem er blos einen Steuermann machte

Ehvertrag Augusts von Botta, Ecuyer. . . Ah, die Familie verliert hier von ihrem Glanz . . . . und Fräulein Gertraud von Miolan.

Auszug aus den Taufregistern der Pfarrkirche zu unsrer lieben Frauen in Marseille.

Ist getauft worden am siebenten Mai eintausend siebenhundert drei Hieronymus, Sohn von . . . Der Hieronymus ist mein Großvater. . . Ei, zum Henker, ich dacht' es schon, daß mein Vater wieder ein Versehen gemacht haben würde. Da ist ein eigenhändiger Befehl des Königs, welcher dem Hieronymus von Botte, Offizier der königlichen Marine, wegen seiner Erfahrenheit in Leitung des Steuerruders. . . . Und mein Vater machte einen Steuermann daraus . . . welcher dem Hieronymus von Botte den Auftrag gibt, das Transportschif Danae zu besteigen, um die neu entdeckten Häfen in dem Südmeer zu besichtigen. . . Aber zum Henker! die Nachläsigkeit meines Vaters ist doch unverzeihlich! So wichtige Urkunden verloren gehen zu lassen! Mein Adel liegt mir zwar eben nicht sehr am Herzen, aber man weiß doch gern, von wem man abstammt, und dann muß man gestehen, daß der Adel seinen Nutzen hat. Er belohnt schöne Handlungen, und legt den Erben des Namens die Verbindlichkeit auf, in die Fußstapfen ihrer Väter zu treten.

Der Teufel! Wenn ich das vor der Revolution gewußt hätte, so würde ich meinen Namen von Botta wieder angenommen, und mit meinem Geld so gut wie ein andrer mich zum Marquis haben machen lassen. Zu was soll mir das jetzt helfen? — Meine Heirath zu Stande zu bringen, Onkel! — Du hast, meiner Seele, Recht. . . Ei, was ist denn das da? Das ist, hohl' mich der Teufel, lateinisch. Sieh doch einmal, Karl! Ich verstehe kein Latein.

Onkel! das sind Adelsbriefe, die im Jahr 774 von Desiderius, letztem König der Longobarden, Adrian Botta, seinem Kammerdiener, verliehen wurden, weil er ihm gerathen hatte, Karl dem Großen, der seine Tochter verstieß, den Krieg zu erklären. — Einem Kammerdiener. Das ist eben nichts großes. Aber die höchsten Familien müssen einen geringen Anfang haben, und, meiner Treu, wenn man seinen Adel vom Jahr 774 und von einem König der Longobarden herdatiren kann, so kann man sich den größten Häusern gleichstellen.

Ja, Karl! jetzt bin ich von Adel, und zwar, wie du siehst, von sehr gutem Adel. Du sagtest mir so eben, daß mein Adel mir wenigstens dazu helfen würde, deine Heirath zu Stand zu bringen. Aber, mein Freund, mein Vater, der von all dem nichts wußte,

oder nichts davon sagen wollte, weil er nicht reich war, mein Vater hat meine Schwester an den armen Montemar verheirathet, der zwar königlicher Prokurator zu Tarascon, aber ein Bürgersmann in der vollen Ausdehnung des Worts war. Ich liebe und schätze dich zwar deshalb um nichts weniger, aber wie soll ich meinen Herrn Bruder, den Marquis von Arancey, zur Vernunft bringen, ihn, der keine annehmen will?

Gnädiger Herr, versetzte der Marseiller, ich habe eine Rosalie Botte in dieser Rolle Papier gefunden, und der Name hat mich bewogen, das Papier zu den andern zu legen. — Rosalie Botte? Das ist meine Schwester. — Ei, wie freut es mich jetzt, daß ich das nicht verbrannt habe.

„So mache doch, Karl, sey nicht so nachlässig, untersuch das; zum Teufel, du bist mehr dabei interessirt, als ein anderer. . . . — Onkel, hier ist ein Stammbaum. . . . — Das beweist nichts. — Das beweist viel. Der Stamm fängt an mit Adrian von Montemar, der nach dem ersten Kreuzzug von Pabst Urban II. in Adelstand erhoben wurde. Da sind die Kinder, die Enkel, die Urenkel. . . . — Des Pabst's Urban? — Ach nein, Onkel, Sie wissen ja, daß die Päbste keine Kinder haben. — So? ei? hat nicht der Pabst Alexander VI. öffentlich eins von seiner

Tochter Lukretia gehabt, die er der Formalität halber dreimal verheirathete, und ihren drei Männern wieder entriß, von denen er den letzten umbringen ließ, um sie dem Erben des Hauses Este zu geben? Ich könnte dir noch viele anführen, die aus ihren Bastards Nepoten gemacht haben. — Das ist unglaublich, Onkel. — Meinetwegen, aber es ist so. Uebrigens ist jetzt von den Nachkommen Adrian's von Montemar die Rede. Da stehen sie alle, du hast Recht. . . . Ei, der Stamm theilt sich in zwei Aeste, hier, im Jahr 778 ist ein Raoul von Montemar, der die Rüstung Roland's aufhob, welcher in der Bataille bei Roncevaux getödtet wurde. . . . Aber ich habe diese Rüstung in dem Schlosse zu Sedan gesehen, und der Teufel soll mich holen, wenn ich begreife, wie sie dahin gekommen ist. — Ich, Onkel, habe die Rüstung Gottfrieds von Bouillon gesehen, sie war noch ganz neu. — Bei Rüstungen und Reliquien macht der Glaube alles. Gott fordert nicht, daß du den Ursprung der erstern beweisen, und an die zweite glauben sollst. Aber wieder auf die Montemar zu kommen! . . . . Da find' ich, nach einigen Generationen, einen Herzog dieses Namens. . . . Sapperment! einen Herzog von Montemar. . . . Er gewinnt in Italien die Schlacht bei Bitonto. . . . Der Urenkel dieses Herzogs ist erster Prä-

sident in dem Parlament zu Aix. . . . Der Sohn des Präsidenten ist Rath bei dem nemlichen Parlament. Das ist wieder ein großes Haus, das herabsinkt. . . . Die Enkel des Raths sind, der eine königlicher Prokurator zu Tarascon, der andre General in Marseille; das beweist, daß der Adel rein geblieben ist. — Der leztere, versetzte der Marseiller, hat den Stammbaum fortgesetzt, und ohne mich wär' es ihm übel gegangen; das Revolutionstribunal hätte ohne Barmherzigkeit diesen Ast abgehauen.

Ich kann mich nicht von meinem Erstaunen erholen, rief Karl aus. — Ich auch nicht, antwortete sein Onkel. Da ich aber nicht so leicht hin glaube, so wollen wir die Beweise sehen. . . . Die sind recht gut, alles vortreflich. Ich bin, meiner Treu, entzückt, daß du auch adelich bist. Das muß alle Schwierigkeiten heben. Und dann ist es auch unangenehm, daß der Adel zwischen nahen Verwandten eine merkliche Verschiedenheit macht. . . . Was ist dir denn, Herr von Montemar! — Ich habe eine entsetzliche Kolik, Onkel! Karl zerbiß sein Kissen, und hielt sich die Seiten, um nicht laut aufzulachen.

Jezt trat Horeau herein, fast so schön geputzt, als ob er zur Hochzeit gienge. „Man hat Ihnen also nichts von mir ausgerichtet? — Sie verzeihen; man

hat mir gesagt, daß Sie mich nach Petersburg führen wollten. — Ich reise nicht mehr; aber warum sind Sie nicht in Reisekleidern? — Weil ich in keinem Fall reisen wollte. — Das ist sonderbar. — Ohne Zweifel weniger sonderbar, als Ihre befehlende Manieren. — Wissen Sie, Herr Horeau, daß ausser den Rechten der Freundschaft ich eben neue Ansprüche auf Ihre Achtung erworben habe? Ich werde nie dieselbe fordern, weil Sie zu vernünftig sind, sie mir nicht von selbst widerfahren zu lassen. Sie müssen wissen, daß mein Neffe und ich adelich sind. — Pah! — Und machen Sie es überall bekannt, ich bitte Sie, weil ich mich nicht gern selbst rühme. — Das ist lustig. — Das ist sehr ernsthaft; nehmen Sie, lesen Sie und urtheilen Sie. — Meiner Treu, Herr Edelmann! ich werde die alten Pergamente nicht lesen sollen. — Sie sollen Sie lesen. — Ich glaube Ihnen lieber aufs Wort. — Nun meinetwegen! Ich fahre aus. — Um die Sachen da zu zeigen? — Wozu werden Adelsbriefe gemacht? — Sie werden sich lächerlich machen. — In den Augen einiger Bürgerlichen. — Die wohl so viel werth sind, als ein Edelmann, der Zimmt, Kakao, Indigo, Gewürznägelchen und Ingwer verkauft. — Der Handel im Großen schadet dem Adel nicht, verstehen Sie, Herr Horeau? — Lieber Freund! geben Sie die alten

unnützen Schriften den Ratten wieder, denen man sie nie hätte nehmen sollen. — Das sind die engen Begriffe meines Vaters, und des königlichen Prokurators zu Tarascon. Ich wundere mich nicht mehr über ihr bescheidenes Stillschweigen, Herr Horeau hätte es eben so gemacht. — Und Sie würden gut thun, ihnen nachzuahmen. — Sie würden noch weit besser thun, wenn Sie schwiegen. Es schickt sich nicht für alle Leute, gegen einen Nachkommen des Besiegers von Genua eine so unartige Freimüthigkeit anzunehmen. Ich durchfahre ganz Paris, mit meinen Adelsbriefen in der Tasche; ich werde den Marquis von Arancey zwingen, mich als seinesgleichen zu erkennen, und endlich die Heirath zwischen seiner Fräulein und Herrn von Montemar, meinem Neffen, abzuschliessen."

Horeau war, wie meine Leser sich erinnern werden, im Verständniß. Er hatte befürchtet, daß Herr Botte, der bis jetzt keine Gelegenheit, über den Adel zu schimpfen, hatte entwischen lassen, seine Adelsbriefe ins Feuer werfen würde, und er hatte ihn durch das gewöhnliche Mittel, den Widerspruch, zwingen wollen, sich derselben zu bedienen. Der arme Horeau kannte das menschliche Herz sehr schlecht. Wer von uns hat nicht schon hundertmal in seinem Leben die Fabel von dem Fuchs und der Traube auf sich anwenden können?

Der liebe Onkel liebte seinen Neffen sehr, und hat uns bis in dem Verlauf dieser Geschichte unaufhörlich bewiesen, aber sein kleiner Stolz war angenehm gekützelt, und auch das gehört zu unsern Schwachheiten, daß wir unser persönliches Vergnügen dem Interesse eines dritten vorziehen. Herr von Botte, der doch überzeugt war, daß sein Herr Bruder, der Marquis, ihn ausgezeichnet behandeln werde, besuchte zuerst einige Personen, denen er gern Sand in die Augen streute. Er wollte die Achtung, die ihm einige bezeugten, verstärken, und die andern krank vor Aerger machen.

Madame Düport war das Frauenzimmer, das er am meisten schätzte, und zu ihr fuhr er zuerst. Sie hatte die Gefälligkeit, ihn ganz anzuhören, und sich zu stellen, als ob sie die Rollen Papier, von denen sie nicht vier Worte hinter einander herausbrachte, mit ihm durchläse; sie wußte, daß jeder Mensch sein Stekkenpferd hat, und daß man ihn unwillig macht, wenn man es ihm nehmen will. Der Nachkomme des Besiegers von Genua verließ sie, über ihre Höflichkeit entzückt, um einige Privatpersonen aufzusuchen, welche die Arithmetik mehr, als die Wappenkunde liebten, oder wenigstens so sagten.

Der eine nahm gegen unsern Edelmenn einen vertraulichern Ton an, als zuvor; der andere fragte ihn,

was er gethan habe, um die Adelsbriefe seiner Vorfahren zu verwerthen; der dritte citirte boshafterweise das Datum von dem Dekret, wodurch der Adel aufgehoben wurde, und Herr von Botte verschwur sich, voll übler Laune und Aerger, daß unter allen seinen Bekanntschaften nur Madame Düport und der Marquis von Arancey gesunden Menschenverstand hätten. Er gelobte sich, mit diesen Bürgerlichen keinen Umgang mehr zu haben, und nur Horeau davon auszunehmen. Die Aufrichtigkeit seiner Freundschaft, sagte der liebe Onkel, wird diesen Vorzug in den Augen meiner adelichen Herren Brüder rechtfertigen, und dann muß ich Jemand haben, den ich zanken kann, und ich kann nicht ohne diesen Mann seyn. Nachdem er sich diesen Plan festgesetzt hatte, fuhr er zu Herrn von Arancey. Hier, glaubte er, würde er seinen Ruhm in voller Maaße geniessen, und zum erstenmal würden die Herren mit blauen Ordensbändern ihn als ihresgleichen behandeln.

Er steigt, mit seinen Pergamenten unter dem Arm, die Treppe hinauf. Die zwei Miethlaquaien haben dismal nicht nöthig, ihn lange auszufragen. Herr von Botte, der jetzt schon wußte, wie man auf die Etiquette halten müsse, befahl ihnen mit einer wichtigen Miene, einen Nachkömmling des Eroberers von

Genua anzumelden. Die ehrwürdige Versammlung zweifelte nicht, daß von dem Herzoge von Fronsac die Rede sey. Die Herren mit blauen und rothen Ordensbändern standen alle auf, und giengen bis an die Thüre des einzigen Saals dem Herrn Herzog entgegen. Sie waren ganz erstaunt bei dem Anblick des lieben Onkels, der in einem Kavalierston zu ihnen sagte: „Meiner Treu, meine Herren Brüder, was die Lebensart betrift, da geht nichts über Leute, wie wir sind. Ich war eben bei drei oder vier Bürgerlichen, die mich nicht einmal zurückbegleitet haben." Man sieht sich an; man glaubt, daß der liebe Onkel den Kopf verloren hat; man nimmt seine Plätze wieder ein. Der Marquis runzelte die Stirne, und wollte eben Herrn Botte an die Bitte, seine Besuche einzustellen, erinnern, als dieser, einzig und allein mit dem Zweck, den er erreichen wollte, beschäftigt, einen Grafen bei dem Arm, einen Herzog bei dem Knopf faßte, sie vor einen Tisch führte, einen Sessel an denselben schob, sich darauf setzte, und folgendergestalt mit diesen zwei Herren redete, die sehr erstaunt waren, sich vor einem Kaufmann, der saß, stehend zu befinden.

Lieben Freunde! hier sind meine Adelsdiplome und Beweisschriften. Es sind keine wurmstichige Waaren, wie die, die gewisse Bürgerliche kauften, um sich aus

dem Staub zu ziehen; meine Adelsbriefe datiren sich vom Jahre 774, die von meinem Neffen von dem ersten Kreuzzug. Hier, meine Herren, hier ist das große Siegel des berühmten Desiderius, letzten Königs der Longobarden, hier das Siegel P. Urbans II, hier eine Medaille, die zu Ehren des Marquis von Botta, Besiegers von Genua, geschlagen wurde, hier ein Patent von Peter dem Eremiten, Generalissimus der Kreutzfahrer, welcher Adrian von Montemar, den Stammvater der Familie meines Neffen, zum Generalkontrolleur und Verwahrer der Reliquien ernennt, die man in Jerusalem finden werde. Hier sind Anstellungsdekrete von Ludwig XIV. und Ludwig XV; sie sind nicht durch Zudringlichkeit, Schmeichelei oder niedrige Dienstleistungen bei dem Souverain erpreßt worden, sie sind der Preis ausgezeichneter Verdienste um das Vaterland. Sehen Sie es durch, meine Herren, untersuchen Sie Alles, und gestehen Sie, daß ich der Ehre, die Sie mir erzeigten, als Sie mir entgegen giengen, nicht unwerth bin.

Alles das sagte er mit so viel Wahrheit, und er bot seine Urkunden mit so viel Vertrauen auf eine gute Sache hin, daß man sich unmöglich enthalten konnte, sie zu lesen. Der Adel nimmt kein neues Mitglied bei sich auf, als nach Beweisen, die die strengste Un-

tersuchung vertragen haben; die sechs ältesten Edelleute stellten sich also um den Tisch, fest entschlossen, dem lieben Onkel wegen der kleinsten Lumperei, der geringsten Lücke, dem unbedeutendsten Widerspruch Chikanen zu machen.

Herr von Botte, der nichts besorgte, ließ sie machen, was sie wollten, nahm seinen Herrn Bruder, den Marquis, in Beschlag, und zog ihn auf die Seite. Er sprach mit ihm mit all dem Feuer, das seine Freundschaft für Karln und das Vertrauen auf seinen Adel ihm eingab, und schloß damit, daß der Herr Bruder nun gar keinen Vorwand mehr hätte, sich dem Glück seines Neffen entgegenzustellen, daß diese, dem Rang der beiden Familien ganz angemessene, und bei dem Vermögen, das Herr von Montemar mitbrächte, recht vortheilhafte Heirath nicht länger verschoben werden dürfte, daß er hoffe, die Fräulein von Arancey werde von ihrem Vater ihres Versprechens, den Chevalier zu heirathen, entbunden werden, daß dieser gern das dem Marquis gegebene Wort zurücknehmen würde, daß in der That dieser liebenswürdige junge Mann nun ohne Vermögen seyn werde, daß aber er, Herr von Botte, bei Kavaliersparole, für ihn Sorge tragen werde.

Der Marquis trieb den Adelstolz bis zum lächerlichen, aber er hatte sehr viele gute Eigenschaften, und

besonders viele Stärke des Karakters. Der Adel des Herrn Botte (er glaubte daran) und dessen unermeßliches Vermögen, das so viele andere verführt hätte, blendeten ihn nicht einen Augenblick. „Ich danke Ihnen, mein Herr, für die Ehre, die Sie fortwährend meiner Tochter erzeigen wollen, aber Egligny und ich sind durch das heiligste Band für Leute von unserer Art, durch unser Ehrenwort, gebunden. — Pah, mein lieber Herr Bruder, ich sage Ihnen, er gibt Ihnen das Ihrige zurück. — Ich halte ihn nicht fähig, zu vergessen, was er sich selbst schuldig ist. — Aber wenn er es doch thäte? — So habe ich zu viel Achtung für mich selbst, um einem solchen Beispiel zu folgen, und wenn er meine Tochter nicht erhält, so erhält sie niemand. — Sie sind der eigensinnigste Edelmann von der Welt, der gar keine Vernunft annimmt, und... — Ich habe Ihnen jetzt geantwortet; erlauben Sie, daß ich zu der Gesellschaft zurückgehe. — Zum Teufel, Herr Marquis! es steht Ihnen wohl an, eine nähere Verbindung mit mir auszuschlagen! Wissen Sie, daß meine Vorfahren adelich waren, als die Ihrigen noch zur untersten Klasse des Volks gehörten? Wissen Sie, daß ich so viel Vermögen habe, als ehedem vier Pairs von Frankreich zusammengenommen? Und Sie wollen meinem Neffen nicht Ihre Tochter geben! Nun

so führ ich ihn denn in ein ander Reich, verheirathe ihn mit einer kleinen Fürstin, die ich mit sammt ihren Staaten kaufe, und wenn Sie Ihre sechszehntausend neue Thaler verbraucht haben, so werden Sie sich noch glücklich schätzen, an seinen Hof zu kommen, und eine Stelle bei dem Garderegiment zu erhalten.

Das waren nur Worte, die der Verdruß auspreßte. Herr Botte hatte noch andre Hülfsmittel. Nun sagte er, ihr Herren Kunstverständige in Adelsdiplomen, bringen Sie doch die Sache zu Ende, und geben Sie mir die meinigen zurück! Gerne, mein Herr, sagte ein kleiner Herzog mit einer sauersüssen Stimme, die er noch mit einem sardonischen Lächeln würzte; aber ich bemerke Ihnen, daß derjenige, der Ihnen diese Papiere verkaufte, die Zeitrechnung nicht kannte. — Zum Teufel, Herr! glauben Sie, daß ich fähig bin, solche Dinge zu kaufen? — Aber ich zweifle sehr, daß man sie Ihnen umsonst gegeben hat. — Treiben Sie mich nicht weiter; ich weiß, wozu die Ehre einen Edelmann verpflichtet. — Einen Edelmann, o, o, o! — Ja, zum Henker, das bin ich, und es wäre lustig, wenn man mir meinen Adel abstreiten wollte. — Ich streite ihn Ihnen nicht ab, mein Herr! . . . — Nun gut! — Ich bin überzeugt, daß er nie existirt hat. . . . O ich bitte Sie, mein Herr! erhitzen Sie sich nicht. —

Ich will mich erhitzen, und will Sie auf der Wiese mit dem Hirschfänger in der Hand sehen, während ich im Zorn bin. — Ich kann mich nicht mit Ihnen messen. — Und warum? — Weil Sie nur ein Bürgerlicher sind."

Hier sprang Herr Botte, aufs äusserste gereitzt und voller Wuth, nach der Feuerzange; drei oder vier Grafen oder Marquis sprangen auf Herrn Botte, und brachten ihn wieder auf seinen Sessel, wo sie ihn festhielten. Der liebe Onkel schäumte, krätzte, ja ein boshafter Spötter behauptete nachher, daß er sogar zu beissen gesucht hätte. Der eine machte den Vorschlag, ihm die Nägel, ein anderer, ihm die Zähne auszureissen, ein dritter wollte ihn mit sammt seinen Pergamenten zum Fenster hinauswerfen. Der Marquis hatte gewisse Dienste nicht vergessen, die ihm ehemals der bürgerliche Edelmann erwiesen hatte; er fürchtete die Folgen dieser Scene, weil er wußte, daß der hartnäckige Mann sich lieber todtschlagen als nachgeben würde, wenn man ihm nicht tüchtige Gründe angäbe, und er wußte, daß ein Adelicher, der einen gemeinen Mann tödtet, heutzutag nicht so wie in der guten Zeit mit einer leichten Geldstrafe davon kömmt. Er erklärte dem Herzog in einem höflichen, aber festen, Tone, wie er hoffe, daß er anstatt der Stichelreden dem Herrn Botte lieber das, was er behauptet habe, beweisen werde.

„Nichts ist leichter, Marquis! Hier sind vorgebliche Adelsbriefe vom Jahr 774, und die ersten Adelsbriefe steigen nicht höher, als zum dritten Stamm unserer Könige, das heißt, höchstens bis zum Jahr 1000, wenn man auch zugeben will, daß Hugo Kapet schon dergleichen ausgestellt hat, was ich nicht glaube. Hier ist ein Marquis von Botte, der in der That Genua eingenommen hat, aber dieses Ereigniß trug sich im Jahr 1746 zu, und von dieser Epoche bis auf unsere Zeiten, das heißt, in siebenundfünfzig Jahren, gibt man diesem Marquis einen Sohn, einen Enkel, einen Urenkel, ferner den Vater dieses Herrn, und endlich den Herrn selbst zu Nachkommen. Fünf Generationen in siebenundfünfzig Jahren! Das ist zu arg, Marquis! das ist zu arg."

„Die Beweisschriften des Neffen taugen eben so wenig, als die des Onkels. Adrian von Montemar wird nach dem ersten Kreutzzug geadelt, der mit der Eroberung Jerusalems im Jahr 1099 zu Ende geht, und der Urenkel dieses Adrian rettet die Waffenrüstung Rolands in der Bataille von Roncevaux, die im Jahr 778, das heißt, dreihundert einundzwanzig Jahre vor der Geburt des Urgroßvaters geliefert wurde. Sie werden gestehen, Marquis, daß es erlaubt ist, dergleichen einfältige Dinge ins lächerliche zu ziehen."

Der Herr Herzog hätte noch zwei Stunden sprechen können, ohne unterbrochen zu werden. Der arme Herr Botte war zu Boden geschlagen, vernichtet. Der Marquis gab sich unglaubliche Mühe, ihm nicht ins Gesicht zu lachen, steckte ihm seine Pergamente wieder unter den Arm, nahm das Licht, und gieng vor ihm her. Der liebe Onkel zerbiß sich die Nägel, als er auf der Treppe ein schallendes und anhaltendes Gelächter hörte. Er wußte indessen dem Marquis Dank dafür, daß er ihn aus diesem Zimmer gebracht, und sich die Mühe gegeben hatte, ihn zurückzubegleiten. Diese Höflichkeit hatte jedoch einen Zweck, nemlich, Herrn Botte dem Portier zu zeigen, damit er ihn ein andersmal kenne.

Diese letzte Beschimpfung brachte sein Blut von neuem in Wallung, und seine Wuth hatte den höchsten Grad erreicht, als er nach Hause kam; er schrie wie besessen, daß man ihm Wilhelm holen solle, und auf alle Fragen Karls und Horeau's, die sein Zustand unruhig machte, antwortete er: man soll mir Wilhelm holen!

Wilhelm war nicht schwer zu finden. Während man die Urkunden fabrizirte, hatte er häufige Konferenzen mit Horeau und Karln gehabt. Sie hatten hundert dicke Folianten durchsucht, und Karl allein hatte

die Fehler in der Zeitrechnung veranlaßt, weil er von der Fräulein von Arancey redete, wenn von Roland oder dem Papst Urban II. die Rede war; er redete unaufhörlich von ihr, und Horeau, der eben nicht sehr zum Nachdenken geschaffen war, und kein treues Gedächtniß hatte, konfundirte die Epochen, und machte falsche Noten.

Wilhelm kam. „Schlingel, der du alles findest, was du suchst, such' mir einen englischen Seesoldaten, und einen Kerl aus der Provence auf, die mich heute früh geprellt haben. — Wie das, gnädiger Herr! — Keine Fragen, Tagdieb! Verstand und Thätigkeit! Hier ist Gold, such' mir die zwei Kerls auf. — Ich werde sie finden, gnädiger Herr. — Sie sollen todtgeprügelt werden. — Aber, gnädiger Herr. — Sie sollen sterben; ich bezahle, und ich will keine Bemerkungen. — Sie sollen sterben, gnädiger Herr." Wilhelm gieng weg.

Verdammte Schurken, die meiner Schwachheit schmeicheln, mit meiner Leichtgläubigkeit ihr Spiel treiben, mich Stichelreden und der verächtlichsten Begegnung preisgeben!! . . . Sie sollen sterben . . . Ja, Sie. . . . Herr Botte schlug sich mit beiden Händen ins Gesicht, und öfnete hastig die Thüre, er sprang fort, und überzeugte durch sein Benehmen Ho-

reau und Karl, daß ihre Kriegslist nur dazu gedient hätte, ihn mit Spott zu bedecken. Horeau bereut es als wahrer Freund; Karl verzweifelt, weil er seinen Onkel hochschätzt, und seine Geliebte ihm nochmals entgeht; beide zittern, daß Herr Botte ihr Einverständniß mit Wilhelm entdecken möchte.

Dieser war schon auf der Strasse. Der liebe Onkel faßte ihn an einem Ohr, und rief aus: Wo gehst du hin? Elender! Wilhelm antwortet: er wolle seine Befehle erfüllen. — Du siehst nicht, daß ich ein Verbrechen verlange, über das ich meine ganze übrige Lebenszeit hindurch seufzen würde, und du hast eingewilligt, das Werkzeug desselben zu seyn, du, den sie nicht einmal beleidigt haben, der nicht einmal den Zorn zur Entschuldigung hat . . . Antworte mir nicht, behalte dis Gold, du hast es besudelt, als du es anrührtest. In der That wollte Wilhelm Niemand todtschlagen, sondern war eben im Begrif, das Geld des lieben Onkels lustig und guter Dinge mit seinen Kameraden zu verzehren, aus denen er Engländer und Provencer gemacht hatte, und im Nothfall Türken gemacht hätte.

Wenn man der Stimme der Menschlichkeit Gehör gibt, so ist man nahe daran, auch die Vernunft zu hören. Horeau machte die Bemerkung, daß anstatt sich

zu ärgern und die Leute todtschlagen zu lassen, man im Gegentheil suchen müsse, die Sache zu unterdrükken, und deshalb die schleunigsten Maasregeln zu ergreifen seyen. Herr Botte folgte diesem Rath. Er schrieb dem Marquis, daß er von seinem feinen Gefühl das tiefste Geheimniß über den Vorfall erwartete, und hofte, daß auf seine Empfehlung seine Freunde das nemliche Stillschweigen beobachten würden. Er fuhr wieder zu den Bürgerlichen, die er heute früh besucht hatte, und sagte ihnen, daß er nach reifer Ueberlegung es ungereimt gefunden habe, von einer zufälligen Entdeckung Gebrauch zu machen, und ungerecht, sich derselben gegen seinesgleichen zu überheben, und daß er der Eintracht seine Titel aufopfere. Er verbrannte bei dem einen den König Desiderius, bei dem andern den Papst Urban II, bei dem dritten Peter den Eremiten, bei dem vierten Roland. Madame Düport war die einzige Person, der er nichts verhehlte. Man hat keine Geheimnisse für die, die man schätzt und liebt. Ueberdis war Horeau's Freundschaft aufrichtig, aber trocken. Die einer schönen Frau aber hat so was einschmeichelndes, so was süsses!

Durch alle diese Schritte getröstet, vergaß er, daß er zwei Stunden lang sich für adelich gehalten hatte. Aber troz seiner Bemühungen war die Geschichte sei-

ner Verwandlung unter die Leute gekommen. Ein Pariser Zeitungsschreiber, der Publicist, der ein Nebenblatt bei seiner Zeitung haben will, der nicht weiß, wie er es anfüllen soll, und der nach Anekdoten hascht, grif diese auf, und als Herr Botte den Thee trank, las er die Geschichte mit allen ihren Umständen. Er fieng an zu zanken, und das sehr stark, das konnte nicht anders seyn. Aber Herr Horeau stellte ihm vor, daß ein Zeitungsblatt den Tag nicht überlebe, an dem es herauskommt, und daß er übrigens, um die Lacher nicht gegen sich zu haben, zuerst lachen müsse. Der liebe Onkel nahm die Feder und schrieb:

„Herr Publicist!

Es ist wahr, sehr wahr, daß ich einen Augenblick lang den Einfall hatte, von Adel zu seyn. Aber wer kann mir das zum Vorwurf machen? Der Adel? Es muß ihm schmeicheln, daß man ihn hoch genug schätzt, um sich Mühe zu geben, ihm gleich zu werden. Der Bürgerstand? Jeder Bürgerliche, der Geld hatte, kaufte eine Sekretärsstelle bei einer hohen Behörde, oder den Titel eines Haushofmeisters, Küchenkontroleurs oder Mundschenks, und mein Perückenmacher war königlicher Rath. Ich verzeihe Ihnen, Herr Publicist, die häufigen Schnitzer, die Sie machen, und bei denen Sie den andern Tag wieder von

vornen anfangen. Verzeihen Sie auch mir, weil ich in mich selbst gegangen bin, oder vielmehr lassen Sie uns beide über unsere Thorheiten lachen. Denn am Ende, wer macht deren nicht?"

Karl war wieder in einen Zustand gefallen, der würklich beunruhigend war. Er hatte nicht mehr jene heftigen Anfälle, die aus einem Uebermaas physischer Kräfte entstehen. Es überfiel ihn eine gänzliche Niedergeschlagenheit, eine düstere Traurigkeit, die an Dummheit grenzte, und eine Abspannung der körperlichen Kräfte verrieth. Wenn er einen Augenblick aus dieser tödtlichen Schlafsucht erwachte, so war es nur, um nach seiner Sophie zu rufen, und seinem Onkel vorzuwerfen, daß er sein Versprechen nicht erfüllt hätte, und der gute Herr Botte versicherte ihn, daß sie wenigstens Eglignn nicht heirathen würde. Diese Versicherung beruhigte Karl bei weitem nicht, und sein braver Onkel, der mit ihm trauerte, mit ihm verzweifelte, suchte vergebens Mittel, ihn wieder zu sich selbst zu bringen. Er zog Horeau zu Rath; dieser antwortete: Nun ja, man muß darauf denken. Herr Botte war verdrüßlich, immer die nemliche Antwort zu hören, aber zu traurig, als daß er hätte sich erzürnen können. Er besuchte Madame Düport. Sie trauerte mit ihm; von allen Arten des Trostes ist diese die beste.

Da sie voll Gefühl war, so fiel es ihr nicht schwer, Karls und Sophiens Schicksal zu beklagen. Man konnte nichts für das Fräulein thun, die wieder unter die Abhängigkeit vor ihrem Vater gefallen war; aber man konnte Karl heilen; wenigstens mußte man es versuchen, und von allen Entschlüssen, die man fassen konnte, war, nach der Madame Düport Urtheil, derjenige, den Herr Botte in einem Augenblick des Verdrusses gefaßt hatte, der einzige, von dem man einigen Erfolg erwarten konnte. Man sollte den jungen Mann reisen lassen.

Herr Botte hatte Gründe, die er Niemanden sagte, die Reise noch nicht so bald anzutreten. Er sah ein, daß die Vorbereitungen zu einer Reise von zwei bis drei Jahren nicht in Einem Tag gemacht werden können. Auch gab er seine Befehle, und erwartete ihren Erfolg mit einer Geduld, die man bei Horeau natürlich gefunden hätte, die aber diejenigen in Erstaunen setzte, welche nicht wußten, daß die lebhaftesten Leute, wenn sie muthlos werden, in eine gänzliche Nullität, mehr, als andere, herabsinken.

Karls große Augen richteten sich von Zeit zu Zeit auf die Personen, die ab- und zugiengen, und die zur Reise nothwendigen Sachen herbeisuchten, auswählten, und auf die Seite legten. Er hörte alles,

und verstand nichts von allem, was gesprochen wurde. Der arme junge Mensch!

Drittes Kapitel.

Der fatale Hochzeitstag rückte immer näher heran. Sophie, die anfänglich sich mit der Grille getröstet hatte, daß ihre Ehe keine würkliche Ehe seyn werde, fühlte von neuem Widerwillen und Furcht, wenn sie an die Reitze ihres Geliebten dachte. Von dem Augenblick an, da sie Eligny fürchtete, wurde er ihr unerträglich. Inzwischen waren ihr die Hände durch ein Versprechen gebunden, das sie für heilig hielt, wenn es gleich nicht von freien Stücken abgelegt worden war. Die Art von Ehrfurcht, die sie für Herrn Botte hatte, der Gedanke, daß sie sonst seine Achtung verlieren würde, alles trieb sie zu dem Opfer an; sie war im Begrif, es zu vollbringen.

Eligny hatte sich überredet, daß er sie immer als eine geliebte Schwester betrachten würde. Ganz der Freundschaft ergeben, nährte er den süssen Traum, die seinige zwischen Vater und Tochter zu theilen, und auf diese Art den unschuldigsten aller Genüsse zu verdoppeln. Voll Ehrgefühls, unfähig, freiwillig sein Wort zu brechen, aber voll Vertrauens auf sich selbst —

ein Fehler, den alle junge Leute haben — suchte und vervielfältigte er die besondern Unterredungen und die Ergiessungen des Herzens, die ihm von keinen Folgen zu seyn schienen, Sophien aber schon unruhig machten. Nie nannte er sie anders, als Schwester; nie gab er seinen Gefühlen den rechten Namen, und wenn zuweilen Sophie seine Freundschaft zu lebhaft fand, und ihm diese Bemerkung mittheilte, so antwortete er aufrichtig, er müßte sich frühzeitig angewöhnen, bei Tag den Ehmann zu spielen, um bei der Nacht den bewußten Vertrag halten zu können. Gewohnheit, sagte er, dämpft die Begierden. Er wollte noch nicht gewahr werden, daß eine solche Gewohnheit sie nur aufreizt, wenn Entbehrung darauf folgt. Sieht man deutlich, und sucht man deutlich in seinem Herzen zu lesen, wenn man fünfundzwanzig Jahre alt ist? Der Marquis stellte sich, als ob er diese langen Unterredungen unter vier Augen nicht gewahr würde, aber er sah sie mit einer geheimen Zufriedenheit, und begünstigte sie durch immer neue Vorwände. Er bildete sich ein, daß Egligny täglich merkliche Fortschritte machte, und bald sogar das Andenken an seinen Nebenbuhler verwischen würde. Das bleiche Gesicht seiner Tochter, ihr Dahinschmachten, ihre Melankolie, zogen ihn nicht aus seinem Irthum.

Es war der Tag vor der Hochzeit. Zum zweitenmal sah jetzt Sophie Hymens Hochzeitsfackel um ihrentwillen angezündet: aber welch ein Unterschied zwischen dem zweiten- und dem erstenmal! Sie war allein bei Egligny; sie hatte ihm noch nichts verborgen, und sie enthüllte vor ihm die geheimsten Gedanken ihrer reinen Seele. Egligny sprach ihr Muth ein, tröstete sie, wurde feuriger, täuschte sie und sich. Er drückte ihr die Hände, legte sie in die seinige, und zog sie auf seine Knie. Sein Auge war feucht, sein Herz klopfte heftiger.... Sophie sah ihn an: „Nein, Sie sind nicht mein Bruder." — Ich bin es, ich will es immer seyn. ... Seine Lippen drückten sich auf Sophiens Lippen, und konnten sich nicht mehr von ihnen losmachen. Sophie machte mit Mühe sich los, und floh mit dem Ausruf: der Verräther würde würklich mein Gemahl werden.

Sie schloß sich in ihr Zimmer ein. Hier zeigte sich ihr das Loos, das ihrer wartete, unter den schröcklichsten Farben; hier wafnete die grausame, die unerbittliche Liebe sie gegen die Pflicht, und erhob sie über alle Bedenklichkeiten, die der Wohlstand entgegensetzte. Nein, sagte sie, nein, dieses schröckliche Opfer kann ich nicht bringen. Eher den Tod! ... Ohne an die Folgen ihres Schrittes zu denken, ohne in der Zukunft

etwas anders zu erblicken, als die Befreiung von einer gehässigen Verbindung, verließ sie das Haus ihres Vaters, allein zu Fuß, um zehn Uhr Abends, ohne zu wissen, wo sie einen Zufluchtsort finden soll, ohne nur an einen gedacht zu haben.

Sie gieng wankenden Trittes, wohin der Zufall sie führte. Sie war in einer der engen ungesunden Gassen, wohin Armuth und niedriges Laster sich flüchten. Der Handwerker ruhte von der Tagesarbeit aus; alles war verschlossen, kein andres Licht, als der dunkle Schein der Hanglaternen. Einige Gänge zwischen zwei Mauern waren für die Mädchen offen, welche viehische Begierden entzünden, von denen sie die Opfer sind. Drei betrunkene Dragoner giengen der Reue entgegen. Der ungewisse Schritt der Fräulein von Arancey veranlaßte sie zu einem Irthum. Sie giengen auf sie los; sie hörte Ausdrücke, die sie nicht kannte, die kühnen Bewegungen der Hände erklärten ihr ihren Sinn. Sie schrie, man lachte sie aus; sie vertheidigte sich, man mishandelte sie, und zwischen Mishandlung zur Beschimpfung ist bei rohen Menschen nur noch ein kleiner Schritt.

Ein Offizier von dem nemlichen Korps gieng vorüber, die Unglückliche rief seine Hülfe an. . . Gott!

unser Fräulein! — Es ist Georges! Der Himmel schickte ihn ihr zum Beistand.

Herr Botte that Gutes, blos weil es ihm Vergnügen machte, und Georges selbst wußte nicht, wie viel er ihm zu danken hatte. Unser braver Onkel hatte zu seinen Gunsten den starken Kredit, den ihm seine allgemein anerkannte Redlichkeit verschafte, benützt, und eine ausgezeichnete That bestimmte den Minister zu George's Erhebung. Räuber hatten sich in den Wald bei Senart gezogen, und ein Detaschement Dragoner wurde befehligt, sich mit der Gensdarmerie zu vereinigen, um dieses Schlupfwinkels sich zu bemeistern. Abneigung gegen das Leben bringt auch Heldenmuth hervor. Georges schlug sich, wie ein Mann, der sich umbringen lassen wollte, und er fand den Ruhm da, wo er den Tod suchte. Eine Unterlieutenantsstelle wurde von Herrn Botte für Georges ausgewürkt.

Immer genau in Erfüllung seiner Pflichten, immer gefällig gegen jedermann, bereit, einen Fehler zu verzeihen, und unfähig, einen zu begehen, hatte Georges die Achtung seiner Kameraden und Obern verdient und erworben. Er redete mit den drei Dragonern ohne Stolz, aber auch ohne Schwäche; er führte ihnen ihren Fehler zu Gemüth mit der Würde, die einem Offizier geziemt, und dem zuneigungsvollen Tone, den

man gern an dem Kameraden hört. Diese Menschen die im Begrif standen, die größten Excesse zu begehen, hörten ihn an, und es schien, daß bei seiner Stimme ihr Rausch vergieng. „Welche Strafe legen Sie uns auf? fragte ihn der eine. — Führt euch vernünftiger auf, und geht in die Kaserne zurück.“

Jetzt fühlte Fräulein von Arancey die Folgen, die ein gewagter Schritt nach sich zieht. Sie sah ein, welche Meinung Georges von ihr haben könnte, da er sie in einer solchen Situation fand. Sie unternahm es, ihm diesen Irrthum zu benehmen, und Ströhme von Thränen erlaubten ihr nicht, sich zu erklären. Aus einigen abgebrochenen Worten begrif Georges ihre Absicht, und beeilte sich, dieses gemarterte Herz wieder zu beruhigen. „Unser Fräulein! sagte er, Sie haben keine Entschuldigungen nöthig, ich glaub' Ihnen; ich fühle ein Bedürfniß, Ihnen zu glauben. Wenn Sie aufhören könnten, das tugendhafteste Frauenzimmer zu seyn, so wäre ich der unglücklichste Mensch. Wo wollen Sie, daß ich Sie hinführen soll?“ Sophie, dankbar für so viel Liebe und Achtung, drückte seine Hand, nahm seinen Arm, und erzählte ihm unterwegs ihre klägliche Geschichte. Es wurde ihr das Herz leichter, als sie Georges bewies, daß sie nur eine Unvorsichtigkeit begangen hätte; Georges athmete auch freier,

als er fand, daß seine Göttin noch immer seiner Huldigungen werth sey. Sie klopfte an einer Thüre, man öfnete; Georges stieß einen tiefen Seufzer aus, und entfernte sich.

Egligny schämte sich der Bewegung, die er nicht hatte bemeistern können, trauerte über die Würkung, die dieser unglückliche Kuß auf Fräulein von Arancey erzeugt hatte, und hatte sich seinerseits in sein Schlafkabinet eingeschlossen, wo er den schönen Flüchtling nicht ausgehen hörte. Der Marquis hatte ausser dem Hause noch einige Einrichtungen zu Ende gebracht, die sich auf die morgende Ceremonie bezogen, und seine erste Sorge, als er nach Hause kam, war, seine Familie zu versammeln, und zwei oder drei Freunde, die er mit sich gebracht hatte, nicht auf ein Nachtessen warten zu lassen, das der Mühe, darauf zu warten, nicht werth war.

Der Chevalier erscheint, Sophie findet sich nicht. Ungeachtet der Hofnung, die der Marquis auf die häufigen Unterredungn der zwei jungen Leute gesetzt hatte, argwohnte er doch gleich die traurige Wahrheit. Er befragte den Portier, der ihm antwortete, daß das Fräulein vor ungefähr einer Stunde ausgegangen sey. Welch ein Schimpf für einen Mann, wie er, und wie sollte er ihn seinen Gästen verbergen!

Die Abwesenheit seiner Tochter, um diese Stunde, den Tag vor der Hochzeit, ließ sich durchaus nicht entschuldigen, nachdem er bereits versichert hatte, daß sie in ihrem Zimmer wäre, und sie folglich ohne Wissen ihres Vaters ausgegangen seyn mußte. Da der Marquis also nichts dabei gewinnen konnte, wenn er seinen Schmerz verhehlte, so ließ er ihn frei ausbrechen. Seine Freunde beeilten sich, ihm jene herkömmlichen Redensarten vorzusagen, die trösten sollen, aber niemals trösten; sie versprachen ihm ein unverletzliches Geheimniß, das sie sich vornahmen, eben so zu halten, wie das von dem Adelstand des Herrn Botte, und Egligny, der ehrliche Egligny, warf sich den so süssen Kuß vor, dessen Folgen so grausam waren.

Als die Freunde alle Gemeinplätze, die ihr geübtes Gedächtniß ihnen lieferte, ausgekramt hatten, erschöpften sie sich in Muthmaaßungen über den Zufluchtsort, den das reitzende Mädchen gewählt hätte; d e n mußte man allerdings zuerst wissen. Der Marquis sann nicht lange nach; im Tone der Ueberzeugung nannte er den Namen des Herrn Botte.

Der Chevalier nahm öffentlich die Vertheidigung Sophiens über sich. Er versicherte, daß sie nicht fähig gewesen seyn könne, sich ihrem Geliebten in die Arme zu werfen, und daß Herr Botte zu edel dächte, als

daß er es litte. Der Marquis beharrte bei einer Meinung, die bei vielen andern Frauenzimmern wahrscheinlich gewesen wäre, und schickte nach einem Miethwagen.

Der liebe Onkel hatte sich nichts weniger eingebildet, als daß Herr von Arancey jemals wieder in seinen Pallast kommen würde. Er wurde wüthend, als er ihn sah, und schrie ihm schon von weitem entgegen: „Es ist sehr seltsam, daß Sie, mein Herr, nachdem Sie mir Ihr Haus verboten haben, sich einfallen lassen, zu mir zu kommen. . . . — Herr Botte! . . . — Sie, die noch zu diesem, wenigstens geheimen, Zeichen der Verachtung, noch die empörende Verletzung alles Zartgefühls hinzufügten, die Geschichte mit meinen Adelsbriefen allgemein bekannt zu machen. . . . — Sollten Sie glauben können, mein Herr . . . — Sie, die Sie mich der Bosheit des ganzen Publikums, und selbst dem Spott eines Zeitungsschreibers preis gaben! Entfernen Sie sich, Herr! den Augenblick! — Stimmen Sie den Ton etwas tiefer, Herr Botte! — Dieser Ton ist der meinige, Herr Thomasseau! — Er schickt sich nicht für einen Mann, der eine Entführung begünstigt hat. — Man hat Ihnen Ihre Tochter entführt! zum Teufel! das ist mir recht lieb. — Es ist vergebens, Erstaunen zu heucheln, es ist abscheulich, noch über mein Unglück zu spotten. Ich frage Sie

ohne weiters: was haben Sie mit der Fräulein von Arancey gemacht? — Herr Marquis; Ihr Vorwurf ist gegründet, und welches Unrecht Sie auch an mir begangen haben, ich hätte den väterlichen Schmerz ehren sollen: setzen Sie sich, ich will Ihnen antworten.»

«Ich erinnere mich nicht leicht an das Gute, das ich thue; aber Sie haben nicht vergessen, daß ich Ihnen einige Dienste erzeigt habe, und mir vornahm, Ihrer Tochter noch wesentlichere zu leisten, und Sie glauben wohl nicht, daß man diejenige entehren kann, denen man Wohlthaten erzeigte. — Aber Ihre Lebhaftigkeit. . . . — Ich bin mein ganzes Leben hindurch lebhaft gewesen; führen Sie mir in den fünfzig Jahren, die ich lebe, einen Zug an, über den ich zu erröthen hätte, und weil ich mich rühmen muß, mein Herr, so müssen Sie wissen, daß das schwerste Opfer meiner Rechtschaffenheit nichts kostet. Erinnern Sie sich, daß dieser junge Mann zwischen Tod und Leben schwebte, als ich Fräulein von Arancey zwang, sich unter das väterliche Ansehen zu beugen. — Herr Botte! ein Wort, ein einziges Wort: wissen Sie nichts von meiner Tochter? — Nichts, Herr Marquis! — Ich glaube Ihnen auf Ihr Wort. — Da lassen Sie mir Gerechtigkeit widerfahren, und ich werde sie auch Ihnen widerfahren lassen, wenn Sie minder unglück-

lich sind; dann werd' ich Ihnen beweisen, daß die Fehler der Kinder oft die Fehler der Väter sind. Kann ich Ihnen inzwischen von einigem Nutzen seyn? Sie dürfen nur befehlen."

Der Marquis umarmte Herrn Botte herzlich. Ach! sagte er zu ihm, indem er ihm die Hand drückte, Sie verdienten von Adel zu seyn.

Gleich bei den ersten Worten des Herrn von Arancey hatte Karln seine Niedergeschlagenheit verlassen. Mit Begierde hatte er Alles angehört, was einen Bezug auf seine Sophie hatte; er fand Erleichterung bei dem Gedanken, daß sie nicht mehr in der Gewalt ihres Vaters war; er zog eine günstige Vorbedeutung aus den Freundschaftsbezeugungen, die sein Onkel eben von dem Marquis erhalten hatte. Der Unglückliche braucht so wenig, um wieder Muth zu fassen! Wenn der Blick in die Zukunft oft ein grausames Geschenk ist, so wollen wir wenigstens die Hofnung segnen.

Karl mischte sich in die Unterredung, und der Marquis erzeigte ihm die Ehre, ihn anzuhören, und ihm zu antworten. Man war nur über Einen Punkt einig, nemlich, daß Fräulein von Arancey nur einen solchen Zufluchtsort gewählt haben könne, den sie öffentlich nennen dürfte; diese Meinung war zwar tröstend für den Vater, aber sie gab ihm keine nähere

Auskunft. Er rief seine Tochter, er gab ihr die süssesten Namen, er trauerte, er ward weichherzig, vielleicht war sein Herz im Begrif, der Reue sich zu öfnen; Karl gab genau Acht auf das, was in seiner Seele vorgieng; er freute sich über die Veränderung, die er zu bemerken glaubte, und er bedachte nicht, daß ein Vater, der aufhört, sein Kind zu zwingen, darum noch lange nicht nachsichtig ist.

Indessen mußte man einen Entschluß fassen. Herr Botte wollte noch in der Mitte der Nacht zu allen Personen fahren, die Sophie kannte. Karl setzte immer in die Versprechungen seines Onkels Mistrauen, und glaubte noch nicht ganz an die neuen Gesinnungen des Marquis. Er wünschte nicht, daß das reitzende Mädchen sobald wieder gefnnden werde. Er stellte seinem Onkel vor, daß man den Personen, die man um diese Zeit wecken lasse, unmöglich ein Geheimniß verbergen könne, das man ein großes Interesse hätte, genau zu verwahren, daß diese Nachfragen bei Tag unter dem natürlichen Vorwand eines Besuchs geschehen könnten, und es endlich nicht zu vermuthen ſey, daß die Person, welche die Fräulein von Arancey bei sich aufgenommen habe, dem Marquis ein Geheimniß daraus zu machen wagen sollte; in der Stille hofte er jedoch, daß diese Person, durch die unglückliche Lage

Sophiens gerührt, und durch ihre Bitten besiegt, schweigen würde.

Die Herren wurden durch einen Bedienten unterbrochen, der einen Brief brachte. Er hatte ihn von einem Manne erhalten, welcher forderte, daß man ihn Herrn Botte zustellen solle, wenn man ihn auch aufwecken müßte, und welcher an der Thüre wartete. Der liebe Onkel erbrach hastig das Siegel, durchlief eilends das Papier, und rief aus: „Ihre Tochter ist gefunden. Hören Sie, hören Sie, was Madame Düport schreibt." Wer ist die Madame Düport? fragte lebhaft der Marquis. — Das ist das hochachtungswürdigste Frauenzimmer, das ich kenne, die, zu der ich Ihrer Tochter gerathen hätte, zu fliehen, wenn der, der die Kinder zu ihrer Pflicht zurückbringt, sie je davon entfernen könnte. — Sehen Sie doch, Herr Botte! was man Ihnen schreibt."

„Fräulein von Arancey ist bei mir, und in einem Zustande, der sich nicht beschreiben läßt. Sie kann den Gedanken an ihre nahe Heirath eben so wenig ertragen, als den, daß sie gegen ihren Vater fehlte; sie fühlt, daß sie hier nicht an ihrem rechten Platz ist, und sie kann sich doch nicht entschliessen, zu ihrem Vater zurückzukehren. Das arme Kind bringt mich fast zur Verzweiflung. Ihre Lage ist schröcklich, die mei-

nige häcklich. Kommen Sie sogleich, mein lieber Freund! Sophie liebt Sie, sie achtet Sie, und ich habe Ihres Raths nöthig"

Man soll die Pferde anspannen, sagte Herr Botte. Ich begleite Sie, sagte Herr von Arancey. — Halten Sie an, Herr Marquis! Sie sind jetzt über das Schicksal Ihrer Tochter beruhigt, und ich kann mich frei gegen Sie erklären. Wenn der Schritt, zu dem Ihre Härte sie gezwungen hat, Ihnen nicht die Augen öfnete; wenn die Besorgniß, sie verloren zu haben, Ihr Herz nicht erweichte, wenn Sie sie endlich nur darum suchen, um sie Ihrer persönlichen Zufriedenheit aufzuopfern, so ist das Haus der Madame Düport für Sie gesperrt. — Sollte man über die Hand meiner Tochter verfügen wollen? — Nein, mein Herr, ich gehe zu Madame Düport; ich rede mit der Fräulein von Arancey die Sprache, die sich für die Umstände schickt, ich bringe sie zu den Grundsätzen zurück, von denen sie sich nicht hätte entfernen sollen, und ich bringe sie noch in dieser Nacht in das Haus ihres Vaters. Alsdann, wenn sie ihre Pflichten in ihrem ganzen Umfang erfüllt hat, wird man Ihnen öffentlich vorwerfen, daß Sie die Ihrigen verletzten. Die Obrigkeit wird von der Sache unterrichtet, und zwar von mir; sie wird sie unter den Schutz der Gesetze stellen, die

Sie, Herr Marquis! in den heiligen Grundsätzen von der freien Einwilligung der Partien verletzten. Jetzt lassen Sie hören, was Sie zu thun Willens sind! Als gefühlvoller und menschenfreundlicher Vater werden Sie Ihre Tochter umarmen; als ein unbeugsamer und grausamer Mann werden Sie sie in Ihrem Hause erwarten. — Ich werde meine Sophie umarmen.

Glauben Sie nicht, Herr Marquis! daß das Interesse meines Neffen mein Benehmen geleitet hat; der muthige Mann ist dem schwachen Geschöpf seinen Schutz schuldig, und was ich für Fräulein von Arancey gethan habe, würde ich auf gleiche Art auch für jede andre gethan haben. — Lieber Onkel! — Mein Freund! — Ist es mir erlaubt, Sie zu begleiten? — Nein. Was wolltest du bei Madame Dúport thun? Das Benehmen der Fräulein von Arancey tadeln? — Ich habe kein Recht dazu. — Ich fordere auch nicht, daß du die Kraft dazu haben sollst. Was würdest du also dort thun? Ihren Schritt billigen? Denn nur diese Wahl hättest du. — Ich würde schweigen, Onkel! — Das ist unmöglich. — Aber ich würde sie einen Augenblick sehen, ich bitte nur um Einen Augenblick. — Du kannst ihn nur mit Erlaubniß ihres Vaters erhalten, und du siehst, daß dieser schweigt. — Wie unglücklich

bin ich! — Ich weiß es wohl, aber du sollst und mußst hier bleiben. Wir wollen fort, Herr Marquis!

Madame Düport erwartete Herrn Botte, aber sie hatte nichts weniger vorgesehen, als daß Herr von Arancey ihn begleiten würde. Sie hatte Sophie bei sich zurückbehalten, und suchte ihr durch tausend Beispiele zu beweisen, daß Ehen aus bloser Neigung selten glücklich sind. Sie wünschte, daß das junge Mädchen es zu seiner Ruhe glauben möchte, aber glauben wir je, was unsern Leidenschaften, selbst unsern flüchtigsten Neigungen, zuwider ist? Die zwei Frauenzimmer hatten eben eine metaphysische Untersuchung der Liebe angefangen, als die zwei Herren hereintraten. Die unglückliche Tochter zitterte, als sie einen Vater gewahr wurde, dessen gerechten Unwillen sie fürchten mußte, und sie verbarg ihre Röthe, ihre Schaam, ihre Reue, an dem Busen ihrer Freundin. Fräulein! sagte der Marquis, Sie haben falsch von mir geurtheilt. Wenn ich Ihren Widerwillen für unbesieglich gehalten hätte, so würde ich nicht von Ihnen eine Anstrengung gefordert haben, die mich Ihre Zuneigung kosten mußte. — Habe ich nicht alles angewendet, mein Vater, Vorstellungen, Bitten, Thränen! — Erinnern wir uns nicht an das Vergangene, Fräulein! Ich könnte Ihr Benehmen tadeln, aber ich will lieber

die Schuld davon auf mich allein nehmen. Wir wollen uns wechselsweise verzeihen. . . . Stehen Sie auf, Sophie; nicht zu meinen Füssen hat Ihnen die Natur Ihren Platz angewiesen. Bravo, bravo, sagte der liebe Onkel, sie umarmen sich, und das herzlich. Meiner Treu, Marquis, ich mache Ihnen mein Kompliment. Ich hätte nicht geglaubt, daß Sie sich so liebenswürdig benehmen würden.

Die Unterredung wurde allgemein. Herr von Arancey war sechzig Jahre alt, aber er verband mit einer ausgezeichnet schönen Gestalt einen edeln Wuchs, und jene höfische Höflichkeit, die nichts gezwungenes hat, und bei allen Artigkeiten einen Respekt durchblicken läßt, der den Damen gefällt. Je älter man wird, desto mehr sucht man die Vorzüge, die man noch beibehalten hat, geltend zu machen: der Marquis hatte kein System, aber er benahm sich, wie wenn er dieses angenommen hätte, und Madame Düport sah ein, was eine Frau von Verstand bei einem Manne von diesem Karakter ausrichten könne. Sie unternahm die Rechtfertigung Sophiens mit der Schonung, die die Umstände forderten, und mit der zarten Feinheit, die ihrem Geschlecht eigen ist. Sie hütete sich wohl, von Karln zu sprechen. Sie wußte, daß die Ueberredung nur nach und nach, und nicht mit Zudringlichkeit zu-

weg gebracht wird: aber bei der Theilnahme, mit der der Marquis sie anhörte, bei der Grazie, die er in seine Antworten legte, wagte sie es, in der Zukunft sich einigen Erfolg von ihren Bemühungen zu verspre chen, wenn nur Herr Botte durch irgend einen neuen sonderbaren Einfall den ganzen Handel nicht wieder verwirren würde.

Es war spät. Herr von Arancey machte die Bemerkung, daß sein Besuch schon zu lang gedauert hätte. Er dankte der Madame Dúport in den lebhaftesten Ausdrücken für ihre Freundschaft gegen Sophien, und gab seiner Tochter den Arm. Madame Dúport bemerkte ihrerseits, daß Fräulein von Arancey zu viel an der Seele gelitten hätte, als daß ihr Körper nicht auch dabei Noth gelitten haben sollte, und daß es nicht räthlich seye, sie in der Nachtluft durch halb Paris zu führen. Sie setzte mit einem schmeichelnden Tone hinzu, sie hofte, daß der Marquis sich nicht weigern würde, ihre Tochter bis morgen ihr anzuvertrauen. Der Marquis antwortete mit einer tiefen Verbeugung. Er folgte dem Herrn Botte, der ihn nach Hause brachte, und Karln von dem, was vorgegangen war, getreulich Bericht erstattete.

Madame Dúport hatte in Einer Stunde mehr als der liebe Onkel in drei Monaten gewonnen. Herr

von Arancey verhehlte sich nicht mehr, was in seinem Betragen tadelnswerth sey; aber eine Sache, an die er noch nicht gedacht hatte, setzte ihn in die äusserste Verlegenheit. Er wußte nicht, wie er Egligny ein Wort zurückgeben sollte, das er ihm auf alle Art und Weise entrissen hatte. Er hatte die täglich lebhaftere Neigung bemerkt, die Egligny gegen seine Tochter faßte, und er wußte, daß ein junger Mann, der verliebt ist, keine Vernunft annimmt. Morgen, dachte er, will ich die Madame Düport wieder besuchen, und sie freimüthig bitten, mir einen guten Rath zu geben. Eine liebenswürdige Frau findet immer Mittel, eine Sache auszugleichen, Mittel, an die wir Männer nicht denken.

Er fand auf dem Kamin einen Brief, der ihn der Nothwendigkeit überhob, jemand um Rath zu fragen; er kam vom Chevalier. Er schrieb, daß man ein junges Mädchen durch Sanftmuth zu einer Konvenienzheirath bewegen könne, daß es aber abscheulich sey, sie zu tyrannisiren, und daß die Flucht der Fräulein von Arancey sie beide über die wahre Lage der Sache aufklären müßte. Er beeilte sich, seinem Freund wieder freie Hand über seine Tochter und den vollen Genuß eines Vermögens einzuräumen, das kaum für ihn allein hinreichte. Er schloß mit der Versicherung, daß

er den Marquis zu sehr schätze, um nicht überzeugt zu seyn, daß er dem einzigen Wunsch zuvorkomme, den ein Vater in diesem Augenblick haben könne.

„Wahrhaftig, mein lieber Egligny! sagte der Marquis, als er in das Zimmer des jungen Mannes trat, es wäre uns unmöglich gewesen, bei unserm Vorsatz zu beharren. Dieser verdammte Onkel hatte die Obrigkeit überredt. . . . Nun, wo ist er denn?"

Der Chevalier hatte mehr als bloße Neigung gegen Sophie. Der gestrige Kuß hatte ihn davon überzeugt, und ihn die Unmöglichkeit einsehen lassen, sich bei ihr auf eine blos leidende Rolle einzuschränken. Er verhehlte sich nicht, daß da er weniger verliebt als Karl, und der Fräulein von Arancey gleichgültig, vielleicht gar zuwider sey, es ihm zukomme, auf ihre Hand Verzicht zu leisten. Er fürchtete die Unbeugsamkeit des Marquis, und hatte das sicherste Mittel ergriffen, sich seinen Verfolgungen zu entziehen, das heißt, er war entflohen.

Herr von Arancey liebte Egligny zu sehr, als daß eine Trennung, die ihm von Dauer zu seyn schien, ihn nicht hätte sehr niederschlagen sollen. Die gänzliche Dürftigkeit, in der sich sein Freund befand, vermehrte noch seinen Kummer. Sein wahrster, bester Freund sollte also genöthigt seyn, sein Brod durch Ar-

beit zu suchen! Welch ein Schicksal! Und was sollte er thun, um es zu mildern?

Es blieb ihm eine Tochter übrig. Aber wird sie einen Vater lieben können, der sie von dem, was ihr das theuerste ist, getrennt hat? Die Gesellschaft der Madame Dúport schien ihm äusserst angenehm; aber wird sie jemals die grausame Leere ausfüllen, die er empfindet? Und doch nur bei diesen zwei Frauenzimmern konnte er finden, was er bedurfte. Sophie bedauerte den Chevalier aufrichtig, sobald sie aufhörte, ihn zu fürchten, und sie fühlte, daß sie einen Vater liebte, der sein Ansehen nicht mehr misbrauchte. Traurigkeit erhöht oft nur den Reitz der Schönheit. Dis war bei Madame Dúport der Fall. Sie sprachen alle drei aus vollem Herzen mit einander. Der Marquis hätte sich glücklich, sehr glücklich gefühlt, wenn Egligny bei ihm gewesen wäre.

Madame Dúport sah in der Ferne den Augenblick voraus, da sie von Karln mit dem Marquis reden konnte, ohne seinem Stolz wehe zu thun. Sie verhehlte sich indessen nicht, wie schwer es sey, zu dem Ziel zu gelangen, nach dem alle Wünsche Sophiens strebten. Sie sah ein, daß ihre Bemühungen fruchtlos seyn würden, so lange Herr von Arancey noch ganze Tage bei Personen, die hohe Titel hatten, und seinem

Lieblingstraume schmeichelten, zubringen werde, und in einem der Augenblicke, in denen ein liebenswürdiges Frauenzimmer bei einem Manne, der ihren Werth zu erkennen scheint, beinahe Alles ausrichtet, und die ein Frauenzimmer so geschickt herbeizuführen weiß, sagte sie zu ihm: Herr Marquis, ich habe Ihnen zwei Vorschläge zu machen, und ich hoffe, daß sie Ihnen nicht misfallen werden. Sie vermissen Ihren Freund, Sie sind traurig, die Wohnung, die Sie gemiethet haben, paßt nicht mehr für Sie. Ich bin Wittwe, ich habe keine Kinder; mein Ruf ist rein, und ich kann Ihnen ohne Bedenken die Hälfte eines Hauses überlassen, das für mich viel zu groß ist. Der Gebrauch will, daß ich zwei Kammerjungfern halte; eine einzige ist genug für mich, die andere soll für Fräulein von Arancey bestimmt seyn. Sie bedienen sich zuweilen eines Miethwagens, einer von meinen Wägen soll zu Ihrem Befehl bereit stehen. Ein Vater von einem gewissen Alter und eine sehr junge Tochter haben sich wenig zu sagen. Ihre Tischgesellschaft würde gar zu einförmig seyn, und ich will nicht, daß Sie Langeweile haben sollen; ich habe alle Tage Leute bei mir, und Sie sollen das Angenehme einer auserwählten Gesellschaft durch Ihre Theilnahme verstärken. . . . Sie scheinen erstaunt zu seyn, da haben Sie Unrecht. Ihr

Aufenthalt in meinem Hause erhöht meine gewöhnlichen Ausgaben um nichts. Ihr Zartgefühl kann ruhig seyn. Ich liebe meine reitzende Sophie zu sehr, um nicht auch ihren Vater ein wenig zu lieben, und Sie sind zu galant, als daß Sie nicht den Bitten einer Frau sich ergeben sollten, die Sie gerne hat, und es Ihnen sogar sagt."

Der Marquis lächelte, und antwortete nichts; aber Madame Düport wußte, daß in gewissen Umständen ein Lächeln auch eine Antwort ist, und sie fuhr fort:

"Mein zweiter Vorschlag ist eine natürliche Folge des erstern. Der Chevalier ist ein achtungswürdiger Mann, Sie verdanken ihm viel, und bis zu dem Augenblick, da man etwas von Bedeutung für ihn thun kann, werden Sie ihm den größten Theil Ihres Einkommens widmen, das Ihnen hier beinahe unnütz seyn wird." — Madame, ich bin beschämt, gerührt durch so viel Güte; aber wie wollen Sie, da ich den Aufenthaltsort des unglücklichen von Egligny nicht weiß.... — Darauf wollte ich eben kommen. Ihre Freunde vermögen nichts, Herr Botte vermag viel. Er hat Ihnen zuweilen misfallen, aber er hat nicht verdient, daß Sie seine Dienste verschmähen. Ueberdis schlage ich Ihnen nicht vor, sich an ihn zu wenden. Geben Sie mir nur Vollmacht, ihn zu bitten, daß er Herrn

von Egligny aufsucht, und ihm ein anständiges Amt verschaft. — Nehmen Sie es doch an, mein Vater! Trennen Sie mich nicht von einer Freundin, die Ihnen auf eine so edle Art vorschlägt, auch die Ihrige zu werden! — Madame! Wer für den Chevalier sorgt, verdient meine Erkenntlichkeit. Urtheilen Sie über die Gefühle, die Sie mir einflössen, nach der Theilnahme, die Sie an seinem Schicksal äussern, und nach dem, was mich bei Ihren Vorschlägen persönlich angeht. Aber kann ich ohne Unbescheidenheit?... — Gewähren Sie Sophiens Bitte, Sie sind ihr vielleicht einige Schadloshaltung schuldig. Sophie umarmte ihren Vater, ihr Vater ergab sich, und zwei Stunden nachher war er in dem Hause der Madame Dúport eingezogen.

Die vornehmen Herren, die ihn besuchten, fanden es anfänglich seltsam, daß er das Anerbieten eines Frauenzimmers angenommen hatte, das nicht adelich war. Kommen Sie, kommen Sie, sagte der Marquis, und Sie werden sehen, daß man nicht erröthen darf, ihr Verbindlichkeiten zu haben. Er stellte sie vor. Die grosen Herren vergassen ihre Ordensbänder und alle Souverains in der Welt, um sich nur mit ihr zu beschäftigen, und ihr zu gefallen zu suchen.

Herr von Arancey wurde bald selbst gewahr, daß seine ehemaligen Unterhaltungen etwas trockenes und

monotones gehabt hätten. Er fand die Gestalt der Madame Düport schöner, als einen alten Stammbaum, und ihren Verstand angenehmer, als die Heraldik. Er hatte den Muth, diese seine Denkungsart ganz laut seinen erlauchten Herren Brüdern zu entdecken, und diese Herren gewöhnten sich gern, in dem Saale der Madame Düport, die Herr von Arancey nicht mehr verließ, von ihm empfangen zu werden. Der kleine Herzog, der die Adelsbriefe des Herrn Botte so gut gesäubert hatte, war der einzige, der ihn nicht mehr besuchte. Die Frau, sagte er, würde mich mit dem Bürgerstande aussöhnen.

Madame Düport wurde die schnellen Fortschritte gewahr, die sie täglich in dem Herzen des Herrn von Arancey machte. Sophie freute sich darüber. Karl und Herr Botte, denen die gemeinschaftliche Freundin von Allem Nachricht gab, waren ausser sich, und wollten durchaus, daß sie den Hauptvorschlag wagen sollte. Madame Düport sah ein, daß Alles verloren wäre, wenn der Marquis sich weigerte. Er würde den bis jetzt so gut geleiteten Plan durchblicken, und unfehlbar durch eine schleunige Entfernung sich ihm entziehen. Sie widerstand den dringenden Aufforderungen der beiden Verliebten und des höchst ungeduldigen Onkels, als ein glücklicher Umstand sie bestimmte, Alles zu wagen.

Die Leser zweifeln wohl nicht, daß man den pfiffigen Wilhelm gebraucht hatte, um den Chevalier aufzusuchen. Der liebenswürdige junge Mann konnte nichts, als drehen, und ohne die Geschicklichkeit eines Wilhelms zu haben, hätte man ihn nirgend anders, als bei einem Dreher suchen können. Dort fand man ihn auch. Herr Botte und er standen sich immer gut zusammen, wenn der liebe Onkel nicht über Herrn von Arancey schimpfte, und es war ihm nicht schwer, Egligny zu überzeugen, daß er nicht gemacht wäre, sein Leben an einer Hobelbank zuzubringen.

In dem Hause der Madame Dúport wollte man sich eben zu Tische setzen. Aus Gefälligkeit und Mitleiden behielt sie sonst immer Jemand von Herrn von Arancey's Freunden mit sich bei der Tafel; heute aber hatte sie sie alle gehen lassen. Sie waren nur zu dreien, es war ein viertes Kouvert aufgelegt, und ein versiegeltes Paket lag auf der Serviette. Der Marquis betrachtete die Ueberschrift: „An den Bürger von Egligny." Lesen Sie, lesen Sie, mein Herr! sagte Madame Dúport; Ihr Freund kann kein Geheimniß vor Ihnen haben.

Herr von Arancey las:

„Die Regierung wird immer mit Vergnügen Beweise ihres Wohlwollens denjenigen geben, die so

rechtmäsige Ansprüche darauf haben, als der Bürger Botte. Sie benachrichtigt Sie daher, Bürger! daß es Sie zum Gesandtschaftssekretär bei dem Hofe zu Berlin ernannt hat. Sie werden sich zu dem Minister der auswärtigen Angelegenheiten begeben, wo Sie Ihre Instruktionen erhalten werden."

„Der Herr Botte ist doch ein recht braver Mann, rief der Marquis aus; ich versichere Sie, daß ich ihn besuchen und ihm danken werde. Aber wo soll ich meinen armen Egligny finden?" Eine Thüre geht auf, der Chevalier tritt herein, und beide Freunde liegen sich in den Armen.

Das ist zu viel, Madame! das ist zu viel. Sie geben der Wohlthat einen Reitz, mit dem keine andere Hand sie verschönern kann. Es ist unmöglich, zu widerstehen, wenn so viele Grazien sich in Einer Person vereinigen. Der Marquis — hingerissen von einer Bewegung, die er nicht bemeistern kann, umarmt Madame Düport, nicht gerade so, wie der Chevalier Sophien, aber doch mit einem Ausdruck, der die liebenswürdige Wittwe erröthen machte.

Bei dem Mittagsessen war man ausgelassen lustig. Fräulein von Arancey fürchtete Egligny nicht mehr, und war daher ganz unbefangen. Ihr Vater wurde durch die schönen Augen der Madame Düport zu witzigen Ein-

fällen begeistert, und Madame Düport gab auf jeden eine halb scherzhafte, halb gefühlvolle Antwort: nur Frauenzimmer verstehen sich auf diese Art der Unterhaltung. Egligny, den Herr Botte schon benachrichtigt hatte, daß seine Heirath aufgehoben sey, überließ sich ganz seiner Freundschaft, da er keine Vorwürfe mehr fürchtete. Er fühlte wohl einige Verlegenheit, wenn er Sophie ansah: die Erinnerung an diesen Kuß.... Ei was, sagte Madame Düport, welcher Mensch hat sich nicht von einer Täuschung hinreissen lassen? Die Ihrige machte Ihrem Herzen Ehre. Nur glauben Sie nicht mehr an die Freundschaft, welche achtzehnjährige Mädchen einflössen, besonders, wenn sie reitzend sind. Madame! versetzte Herr von Arancey, diejenige, welche Frauenzimmer von etwas reiferm Alter einflössen, sind eben so gefährlich." Diese unerwartete Rede setzte nun Madame Düport in Verlegenheit. Sie hatte sich schon bereit gemacht, ein gutes Wort für Karln einzulegen, aber jetzt, ungeachtet Sophie sie mehrmals anstieß, dachte sie doch, daß man lieber schweigen müsse, menn man nicht Freiheit des Geistes genug habe, gut zu sprechen. Sie wurde aber bald der Nothwendigkeit enthoben, die Sache einzufädeln, und erhielt den kostbaren Vortheil, daß man ihr auf halbem Wege entgegen kam.

Das Mittagsessen war kaum vorbei. Herr von Arancey, der sonst die immer belebte Unterhaltung bei dem Kaffee liebte, und sogar verlängerte, war nachdenkend geworden. Er stand hastig auf, und gieng hinaus, ohne etwas zu sagen. Ei, wo gehen Sie denn hin? rief Madame Düport. — „Mich bei Herrn Botte zu bedanken." Sie fürchtete, daß der liebe Onkel noch einmal die Angelegenheiten seines Neffen verderben würde; der Marquis war schon weit weg.

„Herr Botte! wir wollen uns aufrichtig versöhnen. — Das will ich gern, Herr von Arancey. — Leute, wie wir, sind nicht gemacht, einander ewig zu quälen. — Das hab' ich oft gedacht. — Sie haben mir einen wesentlichen Dienst geleistet, da Sie dem von Egligny ein Amt verschaften. . . . — Pah, Pah! das ist eine Kleinigkeit. — Und ich erwarte von Ihnen einen, der noch wichtiger ist. — Desto besser. Ich erzeige gern Gefälligkeiten. — Ich gestehe Ihnen, daß . . . daß ich nicht weiß. — Nur keinen Wortkram! Was wollen Sie? — Daß ich nicht weiß, wie ich mich dabei benehmen solle. — Was wollen Sie? frag' ich Sie. — Um mich über diesen kützlichen Artikel zu erklären. — Herr Marquis! Wir bekommen schon wieder Händel. Was wollen Sie? Zum Teufel, reden Sie ohne allen Eingang. — Werden Sie nicht über mich spot-

ten? Ich spotte über niemand. — Madame Düport ist äusserst liebenswürdig. — Das weiß ich wohl. — Ich liebe sie von ganzem Herzen. — Und ich auch, beim Teufel! — Aber . . . ich liebe Sie nicht . . wie Sie. — Aha, ich fange an, Sie zu verstehen. — Und finden es nicht lächerlich, in meinem Alter. . . . — Ihrem Alter! Ihrem Alter! Man ist nie alt, wenn man gesund ist, und das Herz noch klopft. Und dann ist Madame Düport kein Kind mehr. — Was mich am meisten in Verlegenheit setzt. . . . — Ist, daß sie nicht von Adel ist? — O ich würde sie dazu machen. Was mich am meisten in Verlegenheit setzt, ist ihr großes Vermögen. — Es ist kein Unglück, reich zu seyn. — Aber wird sie nicht argwohnen, daß interessirte Absichten. . . . — Ihr Benehmen gegen Egligny schützt Sie gegen einen solchen Argwohn. — Aber . . . glauben Sie, daß ihr würklicher Zustand ihr lästig ist? — Meiner Treu, davon weiß ich kein Wort. — Wissen Sie nicht, ob sie gern eine neue Verbindung eingienge? — Nein, der Teufel soll mich holen. — Aber, . . . Sie könnten sie ausholen. — Aber, aber, aber . . . ich mische mich nicht mehr in Heirathsstiftungen; ich bin sehr unglücklich darinn. — Madame Düport setzt Vertrauen in Sie, sie gibt viel auf Sie. — Das ist alles recht gut, aber . . . —

Reden Sie mit ihr, ich bitte Sie, mein lieber Freund. — Mein lieber Freund, mein lieber Freund! Das ist allerdings sehr schmeichelhaft. . . . — Reden Sie mit ihr, ich beschwöre Sie darum. — Nun ja, wir wollen sehen. — In meinem Alter zählt man die Augenblicke. — Ei, sind Sie so eilig? — Aber . . . nun ja doch, ein wenig. — Nun, so geh' ich gleich. — Sie sind allerliebst. — Nicht wahr? Wie doch die Noth die Leute so schnell wieder vereinigt!"

Herr Botte hatte gleich bei den ersten Worten die Vortheile eingesehen, die sein Neffé von der Entdekkung, die ihm der Marquis machte, ziehen könnte. Er gewöhnte es sich nach und nach ab, alles vor seinem Willen beugen zu sehen, und fieng an, seiner mächtig zu werden. Er hatte es, freilich mit großer Mühe, sich abgewonnen, Karls Namen nicht gegen den Marquis zu nennen; um diesen desto wärmer zu machen, hatte er sich gestellt, als ob er den Antrag nicht gern annähme; in der That aber war er herzlich froh über eine Sendung, deren Erfolg doch nichts weniger, als gewiß war, und lief eilends zu der Madame Düport. Er zog sie aus einem Cirkel von dreissig Personen, nahm Fräulein von Arancey an der andern Hand, und sperrte sich mit ihnen in einem hintern Zimmer ein. „Endlich, Madame, hängt es nur von ihnen

ab, daß diese lieben Kinder sich heirathen. — Was muß ich zu diesem Ende thun? — Sie müssen auch heirathen." Sophie machte große Augen.

Warum kann man mit einem Frauenzimmer, sie sey in einem Alter, in welchem sie will, und sonst noch so vernünftig, nicht vom Heirathen reden, ohne sie zum Lachen zu bringen? Madame Düport lachte, als sie sagte, daß der Vorschlag närrisch sey; sie lachte, als sie fragte, wen Herr Botte ihr bestimme? — Dieser jemand war doch so leicht zu errathen — sie lachte, als sie antwortete, sie könne den Antrag nicht eingehen. „Sie wollen also, Madame! daß ich meinen Neffen begraben lasse?" — Das wäre mir sehr leid, aber muß ich mich aufopfern, um ihn Ihnen zu erhalten? — Was heissen Sie sich aufopfern? Ist der Marquis widerlich und garstig? — Ganz und gar nicht. — Ist er ein Einfaltspinsel? — Im Gegentheil. — Ist er schwer zu behandeln? — Ich mache aus ihm, was ich will. — Nun zum Teufel, was wollen Sie denn für einen bessern Mann? — Aber ich will gar keinen. Ich befinde mich bei meiner jetzigen Lage vortreflich. — Hören Sie einmal, Madame! Ich traue den Wittwen nicht, die eine Lobrede auf den Wittwenstand halten. Sie gleichen so ziemlich denjenigen Personen, welche ohne Unterlaß die Armuth

rühmen, weil sie selbst nichts haben. — Der Herr sind scharfsichtig. — Sie gestehen es also? — Ich scherze mit Ihnen, mein lieber Botte. — Das thun Sie, so lang Sie wollen; es wird deswegen doch wahr bleiben, daß eine Wittwe sich verheirathet, wenn sie eine anständige Partie findet, und diese paßt für Sie in jeder Hinsicht. Ein Mann, aus dem Sie machen, was Sie wollen! Welch ein Schatz! Und das Vergnügen, sich mit einer achtungswürdigen Familie zu verbinden, sie wieder emporzuheben, das Glück dieser armen Kinder, mein Glück, Madame! zu gründen; denn Sie werden wohl Ihrer Einwilligung eine Bedingung hinzufügen. . . . Ich wiederhole es Ihnen, die Partie paßt für Sie; also werden Sie heirathen. — Aber, Herr Botte! denken Sie . . . . erwägen Sie. — Ich habe gedacht und erwogen, und während ich mit Ihnen sprach, haben Sie auch Zeit dazu gehabt. — Liebe Freundin, es wäre mir so angenehm, Sie Mutter zu nennen. — Und glaubst du, daß ich nicht auch ein Vergnügen empfände, dich meine Tochter zu nennen? — Zum Henker! so ist die Sache richtig. Herr Marquis! Herr Marquis! — Hören Sie doch auf, Herr Botte! Sie kompromittiren mich entsetzlich. Man hat niemals ein solches Benehmen gesehen. — Ja, ja, zanken Sie heut, Sie werden mir morgen danken.

Herr Marquis! kommen Sie doch. . . . Ei, so stellen Sie sich doch nicht so kindisch, heben Sie die Augen auf, blicken Sie Madame an; reden Sie doch mit ihr . . . . was Teufels! Sie bekommen sie wohl nicht, wenn Sie nicht mit ihr reden.

Madame Düport war wenigstens eben so verlegen, als der Marquis. „Sie können nicht glauben, sagte „sie endlich zu ihm, was Herr Botte seit einer Vier„telstunde mir vor närrisches Zeug vorschwätzt." — Ich weiß nicht, Madame, was er dem Anerbieten meiner Hand für eine Form gegeben hat, aber nichts ist so ernsthaft und so lebhaft, als meine Gefühle für Sie. — Es ist nicht glaublich, mein Herr, daß derjenige, der mit den Leiden der Liebe kein Mitleiden hat, sein Glück in Herzensgenüssen sucht. Sie haben nur Ein Mittel, mich von Ihrer Aufrichtigkeit zu überzeugen. — Und darf ich es wagen, Sie zu fragen, Madame! was Ihre Ueberzeugung bewürken wird? — Ach, wie viel Worte, wie viel Worte! Hat ein Frauenzimmer, das Sie bittet, es zu überzeugen, nicht schon alles gesagt? — Ich ergebe mich, Madame! und es freut mich, daß meine Tochter Ihnen Ihr Glück zu verdanken haben wird. Fräulein! Umarmen Sie Ihren Onkel.

Das war eine Freude, eine Wonne, ein Entzük-

ken. Sophie bemühte sich vergebens, es zu verbergen. Sie schloß auf einmal Herrn Botte und ihren Vater in die Arme. O wie sie in diesem Augenblick ihren Vater liebte! „Liebe Freundin! darf ich nicht auch meine Mutter umarmen? Ja, Sophie, ja, ich bin deine Mutter, und eine sehr zärtliche Mutter. Herr Marquis! Ich will offenherzig seyn; seit einigen Tagen vermuthete ich Ihre Absichten, aber ich glaubte nicht an ihre Ausführung."

Herr Botte, der fast eben so erfreut war, als Fräulein von Arancey, lief eilends fort. Kein Gang ward ihm sauer, wenn er seine Freude mittheilen oder andern Freude machen konnte. Er fuhr so schnell nach Haus, als seine Pferde laufen konnten. Er umarmte seinen Neffen von ganzem Herzen, und ohne ihm ein Wort zu sagen, zog er ihn fort bis an den Wagen. — Aber, Onkel, ich bin im Schlafrock. — Das ist gleichviel. — In der Nachtmütze. — Das ist gleichviel. — In Pantoffeln. — Gleichviel, gleichviel! — Aber wo werden Sie mich hinführen? — In die Arme deiner Frau. — Gott! großer Gott! . . . was? . . . meine Sophie . . . ihr Vater. — Ja, du allzuglücklicher Taugenichts, der Vater hat eingewilligt, Sophie ist dein. Ich wußte es wohl, daß die Heirath zu Stande kommen wird. . . . Nun, nun! . . . . er hat sich

ertränken wollen, weil er glaubte, ich liesse ihn seine Geliebte nicht heirathen; er hat sterben wollen, weil der Marquis keine Vernunft annahm, und er wird den Kopf verlieren, weil alles besser geht, als er zu hoffen wagte. — Da kann man ihn wahrhaftig verlieren, mein Onkel! Da könnte man hundert . . . Aber lassen Sie mir Zeit, mich anzukleiden. — Wird dich deine Frau niemals im Nachthabit und noch mehr ausgezogen als jetzt sehen? — Aber der Anstand. — Will, daß du deine Begierde, sie zu sehen, beweisest, und die wird nicht zweideutig seyn, wenn ich dich so vorstelle, wie du da bist. — Das wäre Wahnsinn. — Das kann seyn, aber ich will es so. Der liebe Onkel stieß ihn in den Wagen, stieß ihn in den Saal der Madame Düport, und mitten unter einen zahlreichen Zirkel, der schon dem Marquis, aufrichtig oder nicht, Glück wünschte.

Wenn man gleich die Lebhaftigkeit des Herrn Botte kannte, so ermangelte man doch nicht, Karls Aufzug sehr seltsam zu finden. Eine Staatsvisite im Schlafrock! Das hat man nie gesehen, sagte man. „Nun, meine Herren, sagte unser Onkel, so sehen Sie es jetzt! Hätte man, um eines längern oder kürzern Rocks willen, das Vergnügen, das diese liebenswürdigen Kinder geniessen, auch nur Eine Stunde verschie-

ben sollen?" In der That entwischte Karl, der sich anfänglich ganz entsetzlich schämte, aus dem Großvaterstuhl, auf den man ihn gepflanzt, und ihm ein Kissen unter die Füsse und eins unter den Kopf gelegt hatte. Er sah nichts mehr, als seine Sophie, er hatte sie an das Ende, ganz an das Ende, in den äussersten Winkel des Zimmers geführt, und da sprachen sie so eifrig . . . . sie kamen ausser sich, sie lachten, sie weinten; sie thaten, was Sie, meine Leser und Leserinnen, vielleicht schon gethan haben, oder, vielleicht noch thun werden. Das letzte ist freilich besser; vergangene Freuden bedeuten so wenig mehr: der kleinste gegenwärtige Genuß verdrängt die Erinnerung an den größten.

Man betrachtete sie mit Vergnügen. Ihr Anblick setzte in Versuchung, selbst auch verliebt zu werden. Der Marquis war ganz begeistert. Madame Düport stellte sich, als ob sie es nicht gewahr würde, aber sie zog gute Vorbedeutungen daraus. Jede Wittwe ist nicht ganz ohne Erfahrung.

Herr Botte wollte durchaus dem Herrn von Arancey die nemlichen Vortheile einräumen, die er ihm ehemals vorgeschlagen hatte. Madame Düport behauptete, daß niemand ihr das Vergnügen entziehen dürfe, ihren Gemahl reich zu machen. Sie gab blos dazu

ihre Einwilligung, daß er das Landgut annahm, auf das er wegen seines Namens so versessen war. Sophie, die in gewissen Umständen nicht das Recht hatte, ihrem Onkel zu widersprechen, war genöthigt, die drei Meierhöfe und das Landgut Berry anzunehmen. Karl bekam die Güter in der Normandie, und dem Herrn Botte blieb noch eine jährliche Rente von ungefähr 18 bis 19,000 Gulden übrig.

Was unser Onkel sich schlechterdings nicht ausreden ließ, war die Pracht, mit der er die beiden Hochzeiten feiern wollte. Madame Düport behauptete, daß eine vernünftige Frau sich ohne alles Aufsehen verheirathen müsse, und in der That hängt eine Wittwe, die sich zum zweitenmal verheirathet, eben nicht an dem Pomp, sondern an etwas wesentlicherem. Herr Botte behauptete, daß man einen solchen Tag nicht merkwürdig genug machen könne, und daß ein Eid, den man gern schwöre, im Angesicht des ganzen Publikums geschworen werden müsse. Man zog also nochmals aus den Wagenremisen, den Kleiderschränken und den Magazinen die Staatswägen, Livreen und Meubles hervor. Sophie nahm sehr freundlich ihre kostbare Aussteuer wieder an. Sie erlaubte dem lieben Onkel, nochmals an ihre hübsche kleine Ohren, die schon einmal unwiederbringlich dazu bestimmt waren, die schmerzhaften Ohren-

ringe zu befestigen, und man reiste, mit sich und der ganzen Welt zufrieden, nach dem Schlosse ab. Horeau selbst war lustig, und hatte zum erstenmal witzige Einfälle.

Weder Edmund, noch der Pfarrer wußten, wem endlich das Schloß gehören werde, das man kaufte, verschenkte, und wieder verkaufte. Beide liessen, fest in ihrem Glauben, die Vorsicht walten, erwarteten ruhig ihre anbetungswürdige Leitung, und spielten Piquet, um eine müsige Stunde auszufüllen. Jungfer Fanchon war in dem nemlichen Zimmer, und plättete neben ihnen das Chorhemd und den Pfarrkragen; von Zeit zu Zeit unterbrach sie ihre Arbeit, um das Spiel zu besehen, ihren Rath zu geben, die kleinen Gläser wieder mit Wein zu füllen, und die stockende Unterhaltung wieder in Gang zu bringen. Der gute Pfarrer nahm diese Sorgfalt mit vieler Gefälligkeit an, weil der vernünftigste Pfarrer immer viele Rücksichten für seine Haushälterin hat.

Und da die Pfarrershaushälterinnen so gut, als andere Leute, einen entschiedenen Hang haben, sich geltend zu machen, so war Fanchon die Person, die in Abwesenheit des Pfarrers die geistlichen Schaafe empfieng, den Weibern rieth, niemals ihren Männern nachzugeben, die kleinen Kinder in dem Katechismus

abhörte, und ihnen das Geheimniß der Dreieinigkeit erklärte. Ihr gebührte ausschliessend die Ehre, die alten Kleider der heiligen Anna zu waschen, und die Spinnengewebe abzuwischen, die sich ärgerlicherweise auf den Gesichtern der heiligen Jungfrau und ihres göttlichen Kindes ansetzten; auch sagte sie öfters mit einem wichtigen Tone: wir lesen keine Messe um zwölf Sous, und las von Zeit zu Zeit dem Gerichtsdiener den Text, einem wichtigen Manne im Oertchen, der gut sang und gut arbeitete, aber immer an seinen Pflug eine alte Büchse hängte, mit der er einige Rebhühner umbrachte, von denen er dem Pfarrer nicht einmal den Zehnden gab, was der Jungfer Fanchon sehr misfiel, um so mehr, da sie durch ihre Art, gefüllte Rebhühner zuzubereiten, einen ausserordentlichen Ruf sich erworben hatte.

Fanchon war also eben im Bügeln begriffen; auf einmal fieng sie ein entsetzliches Geschrei an, und ließ das Bügeleisen auf den Fuß fallen. Die Staatswägen fuhren in den Hof, und sie hatte Sophien, ihren Vater, den lieben Onkel und seinen Neffen erkannt. Da ein Bügeleisen, das einer Haushälterin auf den Fuß fällt, für jeden Pfarrer ein wichtiges Ereigniß ist, so warf der unsrige schnell die Karten hin, sprang zu Fanchon, und schrie nun seinerseits, als er die Reisenden sah.

Edmund näherte sich bedächtig dem Fenster, machte grose Augen, und erstaunte wie die andern. Das Erstaunen verwandelte sich vollends in Verwirrung, als sie erfuhren, daß zwei Hochzeiten vor sich gehen sollten, und zwar so schnell, als möglich.

Herr Botte hatte seit langer Zeit die Verbindung seines Neffen öffentlich anschlagen lassen, und da er es nie erwarten konnte, bis er sich über das Glück anderer freuen konnte, so wollte er diesen Umstand benutzen, und entschied, daß die Hochzeit noch heut Abend vor sich gehen solle. Karl hatte sehr gute Gründe, der Meinung seines Onkels beizutreten; Sophie erröthete, sprach kein Wort, und ließ sich alles gefallen. Herr von Arancey wollte gern der Madame Dúport beweisen, daß er mit Vergnügen alle Gelegenheiten ergreife, ihr zu gefallen; die schöne Wittwe sagte, es sey unnöthig, ein gutes Werk, das man gleich thun könne, auf morgen zu verschieben, und da alles Einer Meinung war, so wurde Horeau zu dem Maire des Orts abgeschickt, und der Pfarrer ließ sich von Fanchon sein Haar aufwickeln.

In einem Augenblick war das ganze Dorf auf den Beinen. Die Chorknaben legten ihre Holzschuhe ab, wuschen sich den Koth aus dem Gesicht, und einer von ihnen zog die große Glocke, die Herr] Botte hatte

setzen lassen. Die Kirche ward geschmückt, der Pfarrer war im größten Ornat, und erwartete die Brautleute unter der Kirchthüre, mit dem Weihkessel in der Hand.

Der Marquis hätte zwanzig Jauchert Lands gegeben, wenn er ein gesticktes Kleid, rothe Absätze an den Schuhen, und einen Federhut gehabt hätte. In Ermanglung dieser unterscheidenden Zeichen des Adels nahm er sich zusammen, betrachtete jedermann von oben herab, und da jedermann ihn grüßte, so sagte er zu seiner Tochter, die er an den Altar führte: „die Leute erkennen immer noch ihren Herrn." Von Zeit zu Zeit vergaß er seinen Adel, und wendete sich zu Madame Dûport, die sich von Herrn Montemar führen ließ. Er sagte ihr sehr feine, sehr angenehme Sachen über die Folgen der Hochzeit, und da eine liebenswürdige Frau eine angenehme Anspielung niemals überhört, so lächelte die schöne Wittwe, und man hat mich versichert, daß sie sehr leise sagte: Gott gebe es!

Edmund schloß den Zug, von der dicken Fanchon geführt. Herr von Arancey war eben nicht der Meinung, daß sein Pächter auch ein Hochzeitsgast seyn solle, aber Madame Dûport hatte zu ihm gesagt: ich bitte Sie darum, und er hatte den Alten ziemlich freundlich eingeladen.

Der Pfarrer stellte den Marquis in den nächsten Stuhl bei dem Altar, und räucherte ihn mit schlechtem Harz ein, dessen Geruch ihm vortreflich schien, wie er denn auch zu Madame Düport sagte: Ich versichere Sie, daß ich über diese, mir gebührende Ehrenbezeugungen mich nur deßwegen freue, weil sie auch Sie mitbetreffen.

Der Pfarrer gab den menschlichen Schwächen nach, wenn er es ohne nachtheilige Folgen thun konnte, aber er vergaß nie, was er seinem Amt schuldig war; er hielt an die glücklichen Ehegatten eine, wiewohl im Stegreif verfertigte, dennoch vortrefliche Rede über die Pflichten, die sie jetzt auf sich nähmen. Ohne alle Pedanterei entwickelte er die Grundsätze einer reinen Moral, die die Menschen unter allen Himmelsstrichen ohne Widerspruch anerkennen. Karl, der sehr geneigt war, seine Sophie zum glücklichsten Weibe zu machen, fand die Rede zu lang. Aber der Lärm von dreissig Musikanten und fünfhundert Schwärmern zeigte dem achtungswürdigen Pfarrer, daß es Zeit wäre, abzubrechen, und er schloß die Predigt mit der gewöhnlichen Formel: Eine glückliche Ehe ist der Anfang jener ewigen Glückseligkeit, die ich Euch wünsche im Namen des Vaters, des Sohnes und des heiligen Geistes. Amen.

Unsre jungen Leute waren also getraut, und zwar in Gegenwart eines weissen Gottesbilds. Freilich hatte der schwarze Maler den Pfarrer verklagt, wie er ihm gedroht hatte; aber er verfocht seine Sache vor weissen Richtern, und verlor sie. Man muß nie etwas vor Gericht bringen, bei dem die Richter selbst interessirt sind. Da aber ein Maler sich nicht leicht entschließt, ein Meisterstück zu verlieren, so schickte der unsrige sein Bild dem König von Congo, bei dem ich niemanden rathen will, die Meinung zu äussern, daß Gott weiß sey.

Als Jungfer Fanchon das Brautbett aufschüttelte, sagte sie zu der jungen Frau: „Der erste Augenblick ist schmerzlich, aber das dauert nicht lang.“

Meine Leser werden mich fragen, was aus Egligny geworden ist, denn sie wollen alles wissen. Er hatte eingesehen, daß er keine angenehme Rolle auf dem Schlosse spielen würde, und er hatte sich in diplomatische Geschäfte vertieft, um, wo möglich, seine kleine Schwester zu vergessen.

Vierzehn Tage nach der Hochzeit wurde Madame Düport roth. Die Weiber erröthen vor Zorn, vor Vergnügen, vor Schaamhaftigkeit, sie werden über alles roth, und man muß sehr fein seyn, um genau zu errathen, worüber sie erröthen. So viel weiß ich

jedoch gewiß, daß der Zorn an dem Rothwerden der Madame Dúport keinen Antheil hatte.

Das Publikum billigte sehr die Heirath der zwei jungen Leute, und machte sich ein wenig über die des Marquis lustig: er war alt, und Madame Dúport noch schön. Sie legte aber den Spöttern Stillschweigen auf, durch eine so zärtliche Sorgfalt, und eine solche Begierde, allen Wünschen des Marquis zuvorzukommen, daß man endlich glauben mußte, daß sie ihren Ehemann würklich liebe. Man erlaubte sich selbst nicht den leisesten Zweifel, daß er würklich der Vater eines sehr hübschen Kindes sey, mit dem seine Frau niederkam.

Sie gebrauchte ihren überwiegenden Einfluß auf ihren Mann nur dazu, um ihn glücklicher und besser zu machen. Seine Bauern hatten ihn immer gefürchtet: er wurde leutselig und gut; sie liebten ihn, und er fühlte, wie angenehmer es ist, geliebt als gefürchtet zu werden. Er sagte noch von Zeit zu Zeit: ein Mann, wie ich, ein Mann von meinem Stand; beständig nannte er seine Gemahlin Frau Marquisin. Es gibt Gewohnheiten, die sich niemals ganz verlieren, und diese verzieh man ihm leicht; sie schadete niemanden.

Sophie wurde vor der Marquisin Mutter, und

das konnte nicht anders seyn. Ein zwanzigjähriger Ehemann hat so viele Vortheile, die man im sechszigsten Jahr verliert. Sie wurde es zum zweiten=, zum drittenmal, und Karl schwur ihr, daß er sie immer mehr liebe. Das ist schwer zu glauben, aber gewiß ist es, daß Achtung und Freundschaft mit der Zeit an die Stelle eines Gefühls traten, das unglücklicher Weise nicht immer dauert.

Herr Botte schrie unaufhörlich, aber man war übereingekommen, ihn machen zu lassen, und wenn er zu stark schrie, so schickte man Horeau über ihn, einen guten, aber schwachen, Mann, der in seine Frau ganz närrisch verliebt war, wie er sagte, und doch keinen Monat im Jahr bei ihr zubrachte.

Egligny wurde Gesandter, und heirathete eine alte russische Prinzessin, mit der er zwanzig bis dreissig Dörfer und ihre Einwohner erheirathete.

Die unglückliche Liebe dauert länger, als die glückliche. Indessen kam doch Georges wieder zu der ruhigen Gemüthsstimmung, die jedermann ihm wünschte. Noch als oberster Offizier bei seinem Korps brachte er pflichtlich alle Jahre einige Wochen bei seinem Vater zu, der blind und taub geworden war. Er las ihm ein Kapitel aus der Bibel vor, und schrie, wie besessen, um sich vernehmlich zu machen. „Ach, sagte

der gute Mann, wenn du das Geheimniß des jungen Tobias besäßest, aber es ist verloren gegangen, und man wird es nicht wieder finden."

Der Alte starb endlich. Das ist früh oder spät das Ende vom Lied. Man beweinte ihn, und hielt ihm ein recht artiges Leichenbegängniß; das ist alles, was man für einen Todten thun kann.

Wilhelm wurde so ziemlich ein ehrlicher Kerl, weil Karl, zur Belohnung seiner guten und schlimmen Dienste, ihm so viel gab, daß er nicht in Versuchung kam, andre zu prellen.

Der gute Pfarrer blieb ein Tischgenosse im Schlosse. Er lehrte dort den Enkeln des Herrn Botte etwas Latein, machte den beiden Mamma's den Hof, und fuhr fort, Messen zu lesen, Predigten zu halten, und die kleinen Mädchen tanzen zu lassen.

Nachrede.

Nun, böser Leser, was sagen Sie von Herrn Botte? — Es ist Goldoni's wohlthätiger Starrkopf. — Ich weiß es wohl. — Warum bestehlen Sie Goldoni? — Ich habe niemand bestohlen. Man erschaft keine Karaktere. Man muß sie in der Natur nehmen, weil es nichts ausser der Natur gibt. Aus ihr hat Goldoni geschöpft, und auch ich. Er hat seinen Starrkopf ge-

macht, und ich auch. Er hat ihn nach seiner Manier gekleidet. Ich habe diesen so gut ausstaffirt, als ich konnte, und ich bin so wenig ein bloser Kopist, als ein Bildhauer, der eine menschliche Figur macht, nachdem hundert andere dergleichen gemacht haben. Uebrigens, wenn Herr Botte Ihnen misfällt, so denken Sie, Sie hätten eine Komödie fallen gesehen, wären lange einer Lumperei zu lieb gelaufen, oder hätten ein Wochenblatt gelesen.

Der H. geheime Rath v. Göthe wird seine sämtlichen Werke in zwölf Bänden, welche in drei Lieferungen erscheinen sollen, in unserm Verlage herausgeben, und die bis Ostern 1808 fertig werden.

Von neuen, darin erscheinenden, Arbeiten nennen wir vorläufig nur: Die Laune des Verliebten, Nachspiel in Versen; Elpenor und Zauberflöte, zweiter Theil, Fragmente; Achilleis, erster Gesang; Faust um die Hälfte vermehrt.

Das Ganze wird eine saubere und geschmakvolle Handausgabe geben. Wer darauf bei uns subscribirt, erhält:

1. Die Ausgabe auf schön Schweizerpapier von 12 Bänden 3 Karolin oder 12 Laubthaler, wovon 1/3 bei der Unterzeichnung, 1/3 bei Ablieferung der ersten, und 1/3 bei Ablieferung der zweiten Abtheilung zahlbar ist;
2. auf schön Drukpapier für 2 Karolin;
3. auf ordinär Drukpapier 1 1/2 Karolin;

beide gleichfalls in obigem Verhältniß zahlbar.

Wer die Zahlung auf Einmal leisten will, darf für die Ausgabe auf Schweizerpapier nur 10 Laubthaler, für die Ausgabe auf schön Drukpapier nur 7 Laubthaler, für die Ausgabe auf ordinär Drukpapier nur 5 Laubthaler zahlen. — Der nachherige Ladenpreis wird das Doppelte seyn.

Die Namen der Subscribenten werden vorgedrukt. Auf 10 Exemplarien erhält man das 11te gratis. — Velinpapier-Exemplarien werden nur auf ausdrükliches Verlangen abgedrukt, und kosten 4 Karolin Vorausbezahlung aufs Ganze.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

Schwan Dictionnaire francois - allemand et allemand-francois. 4 Vol. cplt. 8. Edit. 2e. revue, corrigée et augmentée 1807.

Die Menge der französischen Wörterbücher zeigt das dringende Bedürfniß derselben, aber kein bis jezt erschienenes erfüllte so sehr jede Anforderung des Anfängers, so wie des Kenners beider Sprachen, als das vor uns liegende; denn, wenn schon der Name des durch sein groses Wörterbuch rühmlich bekannten Verfassers für diese neue Bearbeitung eines Wörterbuchs die günstigste Erwartung erregte, so ist diese

in der That noch weit übertroffen, und der Unterschied zwischen diesem und den bisher in Umlauf gewesenen deutsch-französischen Wörterbüchern so auffallend, daß er jedem, der sich die Mühe geben will, eine Vergleichung anzustellen, sogleich in die Augen leuchten muß. Reines Deutsch, in einen eben so reinen französischen Styl übergetragen, richtige Erklärung und Auseinandersezung der verschiedenen Bedeutungen eines Wortes, durch treffende Beispiele erläutert, und dieses alles in einer gedrängten Kürze, zeichnet dieses Wörterbuch vor allen übrigen so vortheilhaft aus, daß man, ohne zu viel zu sagen, behaupten kan, es sey das erste und einzige in seiner Art. Auch übertrift es an Vollständigkeit alle seine Vorgänger: der Handwerker, der Künstler, der Naturforscher, der Arzt, der Wundarzt, kurz, Jeder wird hier in seinem Fache Befriedigung finden, selbst der Chemiker wird die vorzüglichsten Ausdrüke der Sprache des neuen Systems der Chemie nicht vergeblich suchen.

Die zweite Auflage dieses Wörterbuchs, die Ende dieses Jahrs erscheint, hat durch die fortdauernde Bemühung des H. Verfassers bedeutende Zusäze und Verbesserungen erhalten, und damit der Ankauf desselben noch mehr erleichtert werde, so haben wir die möglichste Oekonomie des Druks bei dieser zweiten Auflage beobachtet, wodurch wir in den Stand gesezt werden, den Ladenpreis auf 10 fl. zu vermindern, und für diejenigen, die noch vor Ende dieses Jahres sich bei uns melden, erlassen wir das Exemplar für 8 fl., und bei 5 Exemplarien das 6te gratis.

Tübingen, den 1 Sept. 1806.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

Auf Michaelis 1806 ist erschienen:

(Fortsezungen.)

Annalen, europäische, 1806. 4s—12s St. Der Jahrg. 6 fl. 54 kr.

Juridisches Archiv, herausgeg von Gmelin, Gönner und Tafinger, 6r Bd. 1s — 4s St. kplt. 5 fl. 20 kr.

Archives littéraires de l'Europe, ou mélanges de littérature, d'histoire et de philosophie par M. M. Suard, Dégérando, Schweighaeuser etc. Suivis d'une gazette littéraire univers. 1806. 1 — 9.

Flatt, D. J. F., Magazin für christliche Dogmatik und Moral, deren Geschichte und Anwendung im Vortrag der Religion, fortges. von D. Süskind, 13s St. 1 fl. 30 kr.

Hartlebens allgemeine deutsche Justiz- und Polizei-Fama, 1806. 5s — 10s St. Der Jahrg. zu 12 Heft. 5 fl. 30 kr.

—— Justiz- und Polizei-Anzeiger, oberdeutscher, 1806. 5s – 10s St. Der Jahrg. 2 fl. 36 kr.

Herders, J. G., sämtliche Werke, 3te Liefrg. in 6 Bdn.

Jahrbücher der Medicin als Wissenschaft von Marcus und Schelling, 2r Bd, 1s — 2s Heft. cplt. 2 fl. 42 kr.

Miscellen, englische, 24r 25r Bd. Der Band in 3 Stüken. 1 fl. 48 kr.

—— französische, 16r 17r Bd. Der Band in 3 Stüken, 1 fl. 48 kr.

—— italienische, 6r 7r Bd. Der Band in 3 Stüken. 1 fl. 48 kr.

Persoon, Dr. C. H.. Synopsis plantarum seu enchiridon botan. complect. enumerat. systemat. specierum hucusque cognitarum p. 2da. Sect. 1a.

Schillers, Fr. von, Theater, 3r Bd. enthaltend: Wallenstein, Braut von Messina.

Staatsarchiv, herausgegeben von Häberlin, 15r Bd. oder 57s bis 60 Heft. Jedes Heft 45 kr.

Zeitung, allgemeine, 1806, Mai — Oktober.

Karte von Schwaben, 21s bis 23s Blatt. 45 Blatt cplt. 9 Ducaten baar.

Almanache.

Almanac des Dames pour l'an 1807, avec des grav. 3 fl.

Damen-Taschenbuch auf 1807, von Huber, Lafontaine, Pfeffel und andern, mit Kpfr. 2 fl. 24 kr.

Falk, J. D., Grotesken, Satyren und Naivitäten, auf das Jahr 1807. 3 fl. 36 kr.

Herder, J. G. von, der Cid nach spanischen Romanzen besungen, als Taschenbuch. 2 fl. 24 kr.

Karten-Almanach auf 1807, oder zweiter Jahrg. 5 fl. 30 kr.

Taschenbuch auf 1807 von Kotzebue und Huber, enthaltend: Der Russe in Deutschland von Kotzebue; der natürliche Sohn von Huber.

Posselts Staatsgeschichte Europa's, Fortsezung auf 1807, mit Karten und Kupfern. 3 fl. 36 kr.

Neuigkeiten.

Autenrieth, Dr. J. H. F., Anleitung für gerichtliche Aerzte bei den Fällen von Legalinspektion und Sektionen, Vergiftungen, Kindermord, und der Frage: ob eine Frau kürzlich geboren habe. 1 fl. 12 kr.

Alibert, J. L., Beschreibung und Abbildung der Hautkrankheiten, welche im Hospital St. Louis beobachtet worden sind, und Darstellung der besten Methoden bei ihrer Behandlung, a. d. Franz. von C. F. A. Müller, 1s Heft mit Kupfern. 1 fl. 12 kr.

Darcet, J. P. J., neue Erfindung, metallene Gußabdrüke mit Gyps-, Schwefel- und Siegellakformen zu machen. Aus dem Französischen, mit Vorrede, Zusäzen und Anmerkungen von Dr. J. L. Klüber. 30 kr.

Göthe, J. W. v., sämtliche Werke, 1e Lieferung in 4 Bänden.

Homers Ilias und Odyssee, übersezt von J. H. Voss. 4 Bde. dritte verb. Aufl. Drukpapier 8 fl. 6 kr. Postpapier 9 fl. 54 kr.

Huber, L. F., sämtliche Werke seit dem Jahre 1802, nebst seiner Biographie, 1r Bd. 2 fl. 45 kr.

Humboldt (A. von) und Bonpland's Reisebeobachtungen aus der Zoologie. 1ste Liefr. gr. 4. auf Velin- und Postpapier.

Mozin, Abbe', franz. Sprachlehre. 4te verb. Auflage. 1 fl. 12 kr.

— — vollständiger Auszug der französischen Sprachlehre; oder neue und leichte Art, Französisch zu lernen, besonders für das zarte Alter und für Damen bestimmt. 1 fl.

Nemnich, P. A., neueste Reise durch England, Schottland und Ireland, in Bezug auf Produkte, Fabriken und Handlung.

Schelling, D. F. W. J., Darstellung des wahren Verhältnisses zwischen Naturphilosophie und verbesserter Fichte'scher Philosophie. Eine Erläuterungsschrift der ersten. 1 fl. 20 kr.

Wenzel, D. J. und K., Bemerkungen über die Hirnwassersucht. 36 kr.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

Posselts Staatsgeschichte Europa's, Fortsezung auf 1807, mit Karten und Kupfern. 3 fl. 36 kr.

Neuigkeiten.

Autenrieth, Dr. J. H. F., Anleitung für gerichtliche Aerzte bei den Fällen von Legalinspektion und Sektionen, Vergiftungen, Kindermord, und der Frage: ob eine Frau kürzlich geboren habe. 1 fl. 12 kr.

Alibert, J. L., Beschreibung und Abbildung der Hautkrankheiten, welche im Hospital St. Louis beobachtet worden sind, und Darstellung der besten Methoden bei ihrer Behandlung, a. d. Franz. von C. F. A. Müller, 1s Heft mit Kupfern. 1 fl. 12 kr.

Darcet, J. P. J., neue Erfindung, metallene Gußabdrüke mit Gyps-, Schwefel- und Siegellakformen zu machen. Aus dem Französischen, mit Vorrede, Züsäzen und Anmerkungen von Dr. J. L. Klüber. 30 kr.

Göthe, J. W. v., sämtliche Werke, 1e Lieferung in 4 Bänden.

Homers Ilias und Odyssee, übersezt von J. H. Voſs. 4 Bde. dritte verb. Aufl. Drukpapier 8 fl. 6 kr. Postpapier 9 fl. 54 kr.

Huber, L. F., sämtliche Werke seit dem Jahre 1802, nebst seiner Biographie, 1r Bd. 2 fl. 45 kr.

Humboldt (A. von) und Bonpland's Reisebeobachtungen aus der Zoologie. 1ste Liefr. gr. 4. auf Velin- und Postpapier.

Mozin, Abbe', franz. Sprachlehre. 4te verb. Auflage. 1 fl. 12 kr.

— — vollständiger Auszug der französischen Sprachlehre; oder neue und leichte Art, Französisch zu lernen, besonders für das zarte Alter und für Damen bestimmt. 1 fl.

Nemnich, P. A., neueste Reise durch England, Schottland und Ireland, in Bezug auf Produkte, Fabriken und Handlung.

Schelling, D. F. W. J., Darstellung des wahren Verhältnisses zwischen Naturphilosophie und verbesserter Fichte'scher Philosophie. Eine Erläuterungsschrift der ersten. 1 fl. 20 kr.

Wenzel, D. J. und K., Bemerkungen über die Hirnwassersucht. 36 kr.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Pigault-Lebrun, 1753-1835

Herr Botte ein komischer Roman aus dem Französischen

Bd.: 4

Tübingen [1807]

P.o.gall. 1683-3/4
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10095982-4